Zeitschrift: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Luzern
Band: 6 (1911)

Artikel: Ein altes Luzerner Heilmittel : Beitrag zur Geschichte der Therapie
Autor: Stocker-Steiner, S.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-523393

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein altes Luzerner Heilmittel.

Beitrag zur Geschichte der Therapie.

Nach einem Vortrag, gehalten in der Naturforsch. Gesellschaft Luzern
von Dr. *S. Stocker-Steiner.*

Mit 5 Figuren.

Unter den Heilbestrebungen von ehemals nahmen diejenigen, welche auf Sympathie, auf dem Gebrauche der sog. sympathischen Mittel beruhten, eine bevorzugte Stellung ein. Solche Heilmittel wurden aus allen drei Naturreichen entnommen, und ihre Zahl war gross. Durch geheimnisvolle Kräfte und Influenzen sollte der menschliche Körper in Wechselbeziehung versetzt werden können sowohl mit andern Menschen, deren Organen oder Organteilen, als mit den verschiedensten Tieren, mit Pflanzen und Steinen.

Was die Steine betrifft, worunter gemeiniglich nichtgemengte, individualisierte Mineralkörper im Gegensatz zu den ebenfalls Steine genannten Mineralkonglomeraten verstanden werden, so ist die Kenntnis ihrer Verwendung in angedeutetem Sinne bis auf unsere Tage erhalten geblieben und lässt sich weit zurück verfolgen. Schon bei den Phöniziern bestand der Glaube an die Heilkraft des überseeisch importierten Bernsteins (Elektron), des Harzes von fossilen Kieferarten, welcher umso eher mit den Steinen gemeinsam darf genannt werden, da er sein Ansehen als Sympathiemittel vielleicht nicht zum mindesten seinen häufigen Einschlüssen von Tieren oder Pflanzenteilen verdankt und das Vorfinden von solchen Figuren im Stein für seine Schätzung massgebend war. Bernsteinperlen am Halse erleichterten den Durchbruch der Zähne, zogen Krankheitsstoffe von Amme und Kind ab. Manche Chinesen und Koreaner tragen Amulette von mit Drachenblut (harziger, rötlicher Saft von Calamus Draco W.) bestrichenem Bernstein, und die Marokkaner ziehen noch immer mit geweihten Halsketten aus

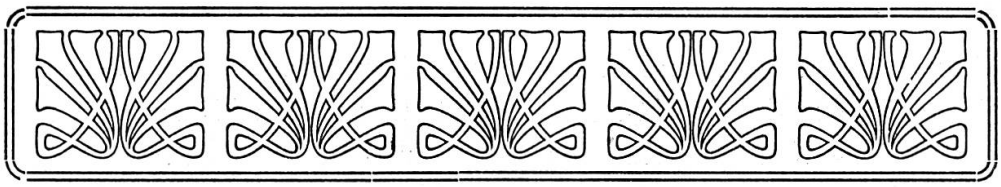
Bernsteinkugeln zu Felde. Die alten Aegypter hielten die sog. Abraxasgemmen für Talismane gegen allerlei Uebel. Durch die gnostische Sekte der Priscillianisten gelangten derartige Steine, die mit phantastischen Bildern von menschlichen Gliedern, Hahnenköpfen, Schlangenleibern etc. versehen waren, nach Spanien, von wo sie zu magischen und alchemistischen Zwecken überallhin verbreitet wurden. Von daher mag es kommen, dass namentlich die von Natur oder künstlich gezeichneten Steine und ganz besonders alle Sorten von Edelsteinen bei einer grossen Zahl von Gebresten Verwendung fanden. Griechen und Römer sowohl, als später die Germanen waren überzeugt, dass gewisse Krankheiten durch blosses Berühren oder durch längeres Aufbinden solcher Steine vom Menschen weggezogen würden, was auch manche Pflanzen, wie der Hollunder, die Mistel, die Alraunwurzel zu tun im Geruche standen. Auch im Fetischismus der afrikanischen Naturvölker findet sich dieser Glaube erhalten, sogar noch unter uns soll es Leute geben, die zur Abwendung von geistigen oder körperlichen Gefahren Amuletten tragen.

Der Dominikanermönch *Albertus Magnus* (1193—1280), wohl der gelehrteste Träger mittelalterlicher Wissenschaft, legte in seinem Werke „de mineralibus“ den Steinen seelische und körperliche Heilkräfte zugleich bei. Aehnliches lehrte der berühmte Domkapitular und Ratsherr in Regensburg, *Konrad von Mengenberg*, welcher nebst vielen andern Schriften um das Jahr 1349 ein „Buch der Natur“, die erste deutsche Naturgeschichte, verfasste, „gesammelt aus Augustin, Ambrosius, Aristoteles, Basilius, Isidorus, Plinius, Galen, Avicenna und andern Meister und Lehrer“, wovon eine Augsburger Ausgabe von 1499 auf der hiesigen Kantonsbibliothek liegt. Dort schreibt Mengenberg: „In der Gnade, die das edel gestein hat zu der Menschen Gesundheit, findt man wunderbarliche Krefft und grosse ungemessene Tugend an den Steinen“, und ferner: „Der allmächtige Gott gibt den Steinen die Kraft und Tugend nach der Natur Lauf mit den dazwischen wirkenden Dingen und Krefften und Einflüssen der Gestirne wie den Kräutern.“

Dass nun ein Stein, der, nach alter, sogar autoritär bestätigter Tradition von einem mysteriösen Ungeheuer, einem

Drachen, herkam und wunderliche Zeichnungen aufwies, noch kräftigere und zuverlässigere Sympathien zum Menschen, ganz besondere Kräfte und Wirkungen auf ihn haben musste, lässt sich demnach im Sinne früherer Zeiten leicht begreifen.

Einen derartigen Stein zu besitzen war gerade Luzern in der glücklichen Lage. Dessen Eintritt in die Welt und seine über Jahrhunderte sich hinziehendè Wirksamkeit als Heilstein ist so merkwürdig und vielgestaltig, und beschäftigte so manche Gelehrte verschiedener Zeiten, dass es mir angezeigt scheint, zusammenfassend darüber zu referieren, wobei in Betracht kommende Kulturepochen nebst ihren jeweiligen Naturkenntnissen kurz beleuchtet werden sollen.



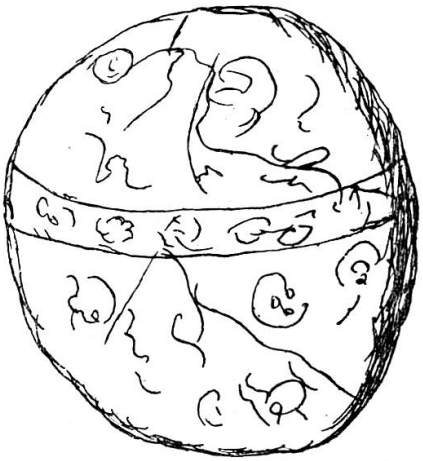
Die erste Kunde, welche vom Luzerner Drachenstein handelt und auf uns gekommen ist, rührt von dem ältern Cysat her. In seinen „Collectanea“, d. h. „Chronik oder Sammlung denkwürdiger Sachen“, jenen über viele Jahre sich erstreckenden, von hiesiger Bürgerbibliothek als kostbarer Schatz verwahrten handschriftlichen Aufzeichnungen, findet sich unter andern, da und dort eingestreuten Drachengeschichten in Bd. B, pag. 114 auch die folgende, die ich nach Dr. R. Brandstetters interessanter Studie: „Renward Cysat, der Begründer der schweiz. Volkskunde“, nach dessen zum bessern Verständnis etwas modifizierten Schreibweise zitiere:

„Jn dem Jar des Herren 1421 vngefarlich — war ein heisser Sommer — begab sich eins Tags zur selben Sommerszyt, alls ein Puwrsman vndt Landtman, der Statt Lucern Vnderthan, vom Geschlecht ein Stempfflin, jn der Graffschafft Rottenburg wonende, mit synem Gesindt vff einer syner Matten gehöuwet, ettwas nach Mittagzytt, da die Son am allersterckest war, dass ein schützlicher Track über jnne vnd das Gesind vss dem Lufft daharkomen ist schiessen, von dem Berg der Rigj dannen jn den andern Berg, der Pylatusberg genannt, mit einer füwrflammenden grossen Hitz, ouch vnlydenlichem bösem Geschmakh; vonn wellchem er, der Puwr — dann der Track sich so gar noch [1]) gegen dem Boden härab geschwenckt — vor Ohnmacht nidergsuncken vnd jme geschwunden [2]). Nachdem aber er sich wider beholet, dem fliegenden Tracken nochgeblickt, hatt er gesehen, dass er, der Track, ettwas von jm geschmeitzt [3]) vff die Erden, dessen er sich verwunderet hatt vnd allso an dasselbig Ort gangen jst, da jme ouch das Gesind nachgevolget jst. Sy hand die vssgeschmeitzte Materj besich-

---

[1]) „Nahe“. [2]) „Ohnmächtig werden“. [3]) „Geschmissen“.

tiget vnd dieselbig funden alls ein gestocket oder gerunnen Bluott, glych einer Sultz. Dasselbig hat der Buwr mitt einem Stecken von einandren gethan, vnd doryn funden einen Trackenstein, von dessen Krafft vnd Tugent vil geschriben würdt. Es ist diser Stein allerdings schön glatt vnd rund mit wunderbarlichen Flecken gezierd vnd gesprengt, vngeforlich eines halben Pfunds schwär. Diser Stein hatt obgenanntem Puwren vnd sinen Nachkommen offtermalen vil Gellts wöllen gellten; ja ouch haben, nach der Tradition der Allten, Keyser, König vnd die Herrschafft Venedig darnach gestellt [1]), sollchen jn jren Schatzcammern für ein Wunder vffzuobehallten [2]).“



Daran anschliessend berichtet Cysat ferner, dass dieser Stein von einem Nachkömmling des genannten Bauern, dem Rudolf Stempflin, durch Kauf an Gerichtsschreiber Martin Schryber übergegangen sei, welcher damit grosse Wunder gewirkt habe während der Pestzeit vom Jahre 1519. Eine beigefügte Federzeichnung skizziert Form und Aussehen des Objektes, wobei auffällt, dass nur die mittlere Zone sich abhebt und andersgestaltete Figuren, wie auf den Abbildungen späterer Autoren, den Steinmantel überhaupt bedecken. Es ist festzuhalten, dass nach obiger Beschreibung der Stein nur als schön glatt und rund, mit wunderbarlichen Flecken geziert und gesprengt, bezeichnet wird.

An einer weitern Stelle (Collect. B. 115) schreibt Cysat:

„Es hatt vor Zytten jn den Wildinen und Bergen vmb die Statt Lucern, wie ouch jn dem Land Vnderwalden treffenliche [3]) grosse Würm und Tracken ghept, sonderlich jn dem Berg Frackmönt, sonst Pilatjberg genannt, vnd jn demselbigen grossen Wald, so sich von dem Berg herab gan Kriens vnd Mallters erstreckt. Ettwan sind sy von den Jegern, ettwan von

[1]) „Trachten“. [2]) Nicht von Cysats Hand, aber mit vielen Korrekturen von ihm. Diese Korrekturen sind in den Abdruck aufgenommen. [3]) „Gewaltige“.

andern, so dem Holtzen nachgangen, an sölchen Orten funden worden; ettwan hatt man die Tracken zuo heisser Sommerszyt *Abends nach Nidergang der Sonnen, alls ein füwrigen Brand gsehen, von einem Berg zuo dem andern schiessen.* Vnd sind vnder dem gmeinen Mann mancherley Meinungen erwachsen, das ettwan zuo Zytten farende Schuoler vnd Schwartzkünstler söllche Vnthier, vff jnen sitzende, vss dem Land hinweg füeren, an ettliche Ort vnd End, da *man das Bluott, Stein oder andre Theil des Cörpels bruche, vnd sy jn grossem Wärt sigen.* Vnd aber allwegen [1]), so man einen solchen Tracken oder Wurm hinwegfüere, sölle ein schädlicher Wasserguss oder Wassergrösse ervolgen."

Renward Cysat, geb. 1545, seit 1574 Stadt- oder besser Staatsschreiber, „die interessanteste Persönlichkeit Alt-Luzerns, ein Mann von vielseitigem Talent, ein Polyhistor, der sich auf allen Gebieten, die er bebaute, über den blossen Dilettantismus zu erheben vermochte", wie Brandstetter l. c. sagt, war Apotheker von Beruf und wurde später infolge seiner staatsmännischen Leistungen apostol. Protonotar und röm. Pfalzgraf, denn als Kanzler Ludwig Pfyffers förderte er eifrig den Goldenen Bund und die Heilige Liga.

Bei seinem Hause an der Musegg, neben dem heutigen Mariahilf-Schulhause, hatte er einen botanischen Garten sich angelegt und stand in regem brieflichem Verkehr mit Felix Platter, einer Zierde der jungen, 1459 durch Pius II. gegründeten Basler Universität, wo er als Nachfolger des berühmten Vesalius (in Basel von 1540 bis 44) Anatomie dozierte. Die umfangreiche Korrespondenz der beiden religiös getrennten Männer, welche hauptsächlich auf gegenseitige Meldung von nach Kräuterbüchern (etwa nach jenem des Kaspar Bauhin) gesammelten Pflanzen und deren Standorten sich bezog, hat Th. von Liebenau im Basler Jahrbuch von 1900 veröffentlicht. Wahrscheinlich auf Cysats Veranlassung wurde Platter 1578 nach Luzern berufen zum Untersuche der im Reidener Moos aufgefundenen, übergrossen Knochen, wobei ihm — und es dient dieser Umstand gerade zur Beleuchtung der damaligen

---

[1]) „Jedesmal".

paläontologischen Kenntnisse — der Irrtum unterlief, die Gebeine eines Mammuts als menschliche zu taxieren. Dadurch trug er zur bekannten Märe vom „wilden Mann“ bei, den alsdann der jüngere Cysat in seinem Buche vom „Vierwaldstätter-See“, worauf wir unten zurückkommen, so naiv in Versen beschreibt und nach einem beigefügten Massstab als sechs Meter hoch berechnet.

Wenn auch R. Cysat im Hinblick auf die Sage des Pilatussees (Gewitterbildung nach Steinwurf in denselben), welche Stadtpfarrer Müller 1585 als Aberglauben hinzustellen gewagt hatte, von „einfelltigen Fabeln und armsäligem Larvenwerk“ spricht, oder wenn er bei Erwähnung der Scholarenfahrten auf Drachen ein dicitur gebraucht, so war er dennoch, genau wie sein Freund Platter, ein Kind seiner Zeit. Obwohl geistig die Menge weit überragend, hatten beide (sie schieden im gleichen Jahre, 1614, aus der Welt) die Anschauungen und Ideen des Mittelalters noch keineswegs abzustreifen vermocht. Der Wunder- und Aberglauben lasteten so schwer auf der damaligen Kulturwelt, dass nüchternes Anschauen der Dinge und tieferes Nachdenken darüber ausgeschlossen blieben. Daher trieb die Phantasie, wie beim Kinde, umso reichere Blüten. Man glaubte ganz allgemein an die Wesenheit des Drachen, den man hinsichtlich der Gestalt vielfach so darstellte, als ob die Menschheit sich an den Pterydactylus der Juraformation zu erinnern vermocht hätte. Er tritt in den Sagen beinahe sämtlicher Kulturvölker hervor. Die Griechen fabelten, wie allgemein bekannt, von dem Drachen Python, der am Parnass hauste, dann vom kolchischen, thebanischen u. a. Ovids Metamorphosen wissen von mehreren ähnlichen Tierformen zu erzählen und nach der nordischen Sage behütet Fafnir in Drachengestalt den Nibelungenhort usw. Sogar die Kirche reklamierte die Gestalt dieses Dämons für ihr böses Prinzip, den theologischen Satan, und St. Georg tötet zur Zeit Diokletians den Drachen gerade so, wie viel früher der persische Mithra die gleiche Heldentat verübte. Manche Staaten oder deren Beherrscher wählten den Drachen als Wappentier, noch heutigen Tages prangt er auf den Emblemen und Standarten Japans und Chinas.

Gerade in unsern Gauen zirkulierten eine Menge von

Drachengeschichten, die von Cysat nur zum Teil erwähnt werden.

In lebendem Zustande war das scheussliche Getier, als Inbegriff der im Gewitter oder in mephitischen Boden- und Höhlenausdünstungen sich äussernden Naturgewalten, dem Menschengeschlecht feindlich gesinnt. Schon sein Gifthauch tötet, sein Schwanz, wenn er einen Menschen bindet, bringt ihn um, wie Mengenberg behauptet. Nach demselben Autor sagt Augustinus irgendwo, der Drache wohne in tiefen Abgründen, schiesse, wenn er ein Gewitter wittere, bisweilen heraus, fliege hoch in die Lüfte, diese mit seinen grossen, fledermausähnlichen Flügeln zerteilend. Maximinus Tirius berichtet nach Gesner von einem Drachen, der fünf Jucharten lang sei und von den Indiern tagtäglich mit einer Unzahl von Ochsen und Schafen gespeist werden müsse.

Wurde der Drache aus seinem Milieu weggeführt oder weggelockt, so entstand sicher ein Unheil. Ganz ernsthaft erzählt der Chronist Etterlin von einem ungeheuren, kalbsköpfigen Drachen, den eines schönen Morgens gegen Ende des 15. Jahrhunderts viele Luzerner Burger von der Reussbrücke aus den Fluss hinunter schwimmen sahen, worauf nächstes Jahr Pestilenz und Hungersnot hereinbrachen.

Den toten Drachen aber machte sich der Mensch auf verschiedene Weise zu Nutzen. Schon Mengenberg zitiert einen Schriftsteller Adelius, welcher darauf hinweise, dass man aus dem Gehirn des durch einen Schlag auf das Haupt betäubten Drachen, wenn er an der Sonne liege und solange er zappele, einen Stein, genannt Dracuncia, schneiden könne, der gut wirke wider Vergiftungen durch Tiere und der Vergiftung widerstehe — besonders beliebt sei er bei den Königen des Orients.

Der berühmte *Konrad Gesner*, seit 1558 Professor der Mathematik und Physik in Zürich, dem die erste spezialistische Beschreibung des Frakmönt (montis fracti) zu verdanken ist, widmete den Drachen in seinem grossen Tierbuch (Abschnitt „Schlangenbuch“) eine weitläufige Abhandlung. Als Grund, warum man ihnen nachstelle, nennt er die Gewinnung erstens der Steine, „die im Kopfe liegen und fürtrefflich sind an Krefften“, zweitens des Fleisches, das kühle und daher beson-

ders von Mohren als köstliche Speise geschätzt sei. Gesner stimmt also mit Cysat darin überein, dass an gewissen Orten die Steine oder Körperteile des Drachen gesucht seien.

Ebenso bezweifelte man keineswegs das Vorhandensein von Gespenstern und „Unghüren“, schrieb doch sogar der protestantische Geistliche Ludwig Lavater in Zürich anno 1580 darüber ein eigenes Büchlein, das er dem Landgrafen von Hessen widmete. Und die Zauberkräfte, die geheimen Künste der Hexen, jener armen Mitmenschen, die im Bunde stehen sollten mit Dämonen und Teufeln, nahm man als unumstössliches Faktum hin — ein Wahn, der, vom 15. bis 18. Jahrhundert epidemisch auftretend, für die menschliche Gesellschaft ungleich gefährlicher war, als der Drachenglaube und noch lange grassierte, nachdem der Jurist Christian Thomasius bereits zu Ende des 17. Jahrhunderts scharfsinnig und energisch gegen Folter und Hexenprozesse aufgetreten. Im Kanton Luzern wurde nach Kas. Pfyffer die erste Hexe im Jahre 1490 verbrannt.

Auf ähnliche Weise und ungefähr gleichzeitig wie die Drachenfabeln entstanden noch mancherlei andere Sagen und Wundergeschichten auf Luzerner Boden, die wir aber füglich, weil ausserhalb unseres Rahmens liegend, übergehen dürfen. Vielleicht trug die erste Beteiligung Luzerns an den ennetbirgischen Fehden, die 1422 mit der Niederlage bei Arbedo endigten, nicht wenig zu erhöhter Betätigung der Phantasie bei, indem die heimkehrenden Krieger neue Eindrücke, neue Stoffe zum Fabulieren mit nach Hause brachten.

In Hinsicht auf die mit unserm Drachenstein von M. Schryber erzielten Heilungen erwähnt Renward Cysat nur kurz welche aus dem Pestjahr 1519, beifügend, das Kleinod sei nach der Tradition der Alten auch auswärts begehrt gewesen. — Wie jedoch der Stein seine Berühmtheit erlangte, erlangen musste und zum Range eines hochgeschätzten Heilmittels aufzusteigen vermochte, das berichtet uns eingehend, etwa 50 Jahre später, *Joh. Leopold Cysat.* Cysat der jüngere, ein vielgereister Mann, Stadtschreiber wie sein Grossvater, vollendete im Jahre 1645 ein damals sehr vermerktes und angestauntes Werk, betitelt: „Beschreibung dess berühmten Lucerner oder 4 Waldstätten Sees und dessen fürtrefflichen Qualitäten und sonderbaren

Eygenschafften etc.", das zwei Jahre vor des Verfassers Tode, 1661, mit Approbation des bischöflichen Kommissars Wilh. Pfyffer im Druck herauskam. Den Plan dazu hatte Cysat schon 1625 gefasst, als er noch Schreiber des span. Statthalters in Cremona war und auf dessen privater sowohl, als auf der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand anziehende Beschreibungen des Langen- und Comer Sees ausfindig machte.

Im 25. Kapitel dieser topographisch-historischen Arbeit erwähnt der Verfasser die seit Strabo's und Plinius' Zeiten bekannt gewordenen Drachen- und Lindtwürmer, um dann auf diejenigen aus der Umgebung Luzerns überzugehen. Von den ältern Drachen interessieren uns namentlich die arabischen des Plinius, welche „zu viert" übers Meer geschwommen kämen, einen mit seltenen Kräften ausgestatteten Edelstein im Haupte bergend, den man nur erwerben könne durch Enthauptung des schlafenden Tieres und Aufsuchen des Steines im noch halb lebenden Kopfe, was — schwierig sei!

Sodann wird die Heldentat des Maltheser Ritters Deodat de „Gozone" auf Rhodos geschildert. (Sie lieferte bekanntlich unserm Schiller den Stoff zur Ballade: „Der Kampf mit dem Drachen".) Nach den Aufzeichnungen des Johanniters Jak. Bossius entnahm der Held einem krokodilartigen Wesen mit dem Kopf der Schlange, den Ohren des Maultiers, mit zwei Flügeln auf dem Rücken, eidechsenähnlichem Schwanze, spitzigen Klauen an den vier Füssen, welches genau im Jahre 1346 erlegt ward, einen Stein von der Form einer Olive, aber grösser und glänzend in verschiedenen Farben, wie ein Jaspis. Dieses Kleinod vererbte sich immer auf den Erstgeborenen des Geschlechts und besass „wunderbarliche Tugenden und Würkungen wider allerhand Giffte". Die damit vorzunehmende Heilmethode bestand darin, dass man dem Patienten Wasser zu trinken gab, das allein nur durch Einlegen des Steins in dasselbe siedend gemacht war, worauf „von Stund an" Heilung erfolgte. Nicht uninteressant scheint mir zu sein, dass in Hohrüti oder „Pilatusblick", einem alten Jagdschlösschen bei Luzern, vier steinerne Drachen noch heute auf einer Gartenbalustrade prangen, welche ähnliche Gestalt aufweisen.

Schliesslich verbreitet sich Cysat des längern über den

Drachenstein (Draconites), der in Luzern aufbewahrt werde und dem die Kopien zweier authentischer Instrumente jederzeit beilägen. Damit sind jene Aktenstücke gemeint, die einerseits am Montag nach Martini 1509 vom Obervogt zu Rothenburg, Peter Zukäs, des Rats, andererseits 1523 ebenfalls im November von Schultheiss und Rat der Stadt Luzern waren ausgestellt worden. Vogt Zukäs war nach Liebenau befreundet mit dem flüchtigen Herzog Ulrich von Württemberg, der während seines längern Aufenthaltes in Luzern (1518), also mehrere Jahrzehnte vor K. Gesner, den Frakmönt bestiegen hatte.

Der Luzerner Burger und Gerichtsschreiber Schryber, welcher die beiden offiziellen Zeugnisse provozierte, bewohnte (Liebenau: „Das alte Luzern") ein eigenes Haus am Kapellplatz und war nebenbei auch Wundarzt, oder nach alter Bezeichnung ein Feldschär, der jeweilen mitzog ins Feld zur Pflege der Verwundeten. Ausserdem tat er sich hervor als politischer Agitator zu jener Zeit, da die Eidgenossen sich anschickten, wiederum über das „Lamparter Gebürg" hinabzusteigen (Frühling 1512), diesmal, um dem Maximilian Sforza die Schlüssel Mailands zu überreichen.

Das erstgenannte Dokument kam (reichlich 90 Jahre nach dem von Renw. Cysat angegebenen Datum des Drachenfluges) folgendermassen zustande: Rudolf Stempflin, ein Bauer aus Rothenburg, nach seiner Behauptung Nachkomme des glücklichen Finders des Drachensteins, hatte allmählich im Laufe der Jahre gegen Hinterlage des in seinem Besitze befindlichen Steins von Gerichtsschreiber Schryber soviel Geld leihweise erhalten, dass er die aufgelaufene Summe zurückzuzahlen nicht mehr imstande war. Deshalb zitierte ihn der Gläubiger vor Gericht, nachdem „Zihl und Tag und alle Rechte übergangen", um durch richterlichen Entscheid sich und seinen Nachkommen das Pfandobjekt zufertigen zu lassen. Stempflin erklärte sich unter der Bedingung, dass ihm Schryber eine Ehrung (Schenkung) angedeihen lasse, zum Verzichte bereit, denn er gönne den Stein niemandem besser als diesem, der ihm viel Gutes getan habe.

Ueber den Vorfall mit dem Drachen sagt Stempflin: Von seinen „Vordern" habe er vernommen, dass sein Aenivater,

nachdem die Ohnmacht geschwunden, die ihn beim Anblick des Ungeheuers überkommen, den Stein aufgefunden habe „in ein Schwäre Bluts, so von dem Drachen gesprützt war und zustund an gestanden als ein Sultz“. Des weitern rühmt er nach dem Wortlaut der Urkunde, „dass der Stein unzahlbarlich vil Menschen, Frawen und Mann, mit Hilff Gottes eruehrt (errettet) und thüe gross wunderlich Ding mit verborgenem Gifft zu melden, und stelle alle Flüss des Bluts, wie die genennt werden mögen, es syen die rothen Stuhlgäng, zu Wunden, zu der Nasen, und sonderlich der Frawen übrigen Flüss und weiblich Krankheit ohn allen Schmertzen“. Bezüglich der auswärtigen Nachfrage steht nur am Protokoll, „etlich Herren und Stätt“ hätten vergeblich versucht, den Stein zu kaufen.

Obwohl nun Schryber durch das gerichtliche Dokument in den unantastbaren Besitz des Kleinodes gekommen war und also Gelegenheit genug hatte, dessen Wunderkraft aufs hellste leuchten zu lassen, erlangte er 1523 ein für dessen Ansehen als Heilmittel noch ungleich wichtigeres Aktenstück.

Auf Schrybers Betreiben ernannten die G. G. H. H. und O. O., um die Wahrheit über den Wunderstein festzustellen, eine Enquetekommission, bestehend aus dem „geschworenen Ratsrichter, etlich unserer Räthen sampt dem *Geschworenen Schryber*“.

Eine Menge Zeugen wurde verhört, die beim Eide zu deponieren hatten, was sie wussten von der segensreichen Wirkung des wunderbarlichen Kleinods, das dem Schryber „von göttlichem Glück vor etlichen vergangenen Jahren zu handen worden sye, ein Stein, so von einem grossen ungehüwren Drachen kommen vor langen Jahren in unser Herrschaften funden und doch ungefahrlich bey den achzig Jahren oder mehr in Heimblichkeit behalten und nicht vil erzeigt, anderst dann gross merklich, ungleublich Schaden damit eruehrt für und für, deshalber in Geheimb etlich Fürsten, Nationen, Keyser und König sampt den Venedigern darnach gestelt, und geworben zu kauffen“. Hierauf wird eine längere Reihe von Kronzeugen mit Namen und ihren Aussagen aus dem Protokoll abgedruckt, unter andern:

Ratsherr Jakob Fankhauser, 1522 „von der Pestilentz“ am

Halse ergriffen, in der letzten Not mittelst des aufgelegten Steins errettet.

Ratsherr Moritz von Mettenwil mit Blutfluss oder rotem Schaden, innerhalb ein paar Stunden durch den Stein geheilt, „nachdem alle Doctores und Artzet an ihm ersessen".

Laurenz Huckler, des Grossen Rats, von den Presten der „Pestilentz" auf gleiche Weise in kurzen Tagen errettet.

Burger Anton Huter will die Pestilentz am Bein gehabt haben und bezeugt, dass der Stein zu schwitzen begann, so oft Schryber den Schaden damit bestrich. Im kalten Wasser gewaschen und am rechten Fuss aufgebunden, *zog er das Gift aus dem Leibe, indem viele Blattern entstanden, dann aufsprangen*, wonach Genesung erfolgte.

Mittelst der gleichen Behandlung geheilt erklärten sich noch eine ganze Anzahl Frauen, Bürger, Kinder — eine Kundschaft, wie sie nicht besser und nicht schlechter in unsern Tagen noch gedruckt zu sehen ist, wenn es gilt, dieses oder jenes „Universalheilmittel" an Mann zu bringen.

Den Stein selber beschreibt der jüngere Cysat als gross (1/2 Pfd. schwer), beinahe ganz rund wie eine Kugel, von ‚unterschiedlichen' Farben, weiss, schwarz, blutfarben, seltsam durcheinander geteilt, wie im Kupfer abgebildet, und setzt hinzu, derselbe sei *60* Jahre als Heilmittel im Gebrauch.

Bezüglich der Applikationsweise gibt unser Autor folgendes an: Bei Pest ist der Schaden mit dem Stein zu bestreichen oder zu umfahren, dann 24 Stunden aufzubinden, je nach dem Sitz des Leidens entweder in die rechte Hand oder auf die Füsse. Desgleichen ist bei Menstruationsstörungen, bei der roten Ruhr (Dysenterie), bei Bauchblutungen, bei den verschiedenen Flüssen der Weiber zu verfahren.

So heilte der Stein durch Sympathie die gefährlichsten

Krankheiten, und ohne Zweifel gewann auch der Besitzer an Ansehen und Ruhm. Das war ein Wohltäter, der so geschickt und schmerzlos die Pestilenz beseitigte, oder doch die Panik davor zu bannen wusste und im Einklang mit der damals überall und ausschliesslich geltenden Anschauung des „post hoc ergo propter hoc“ die Blutungen und „Flüsse“ hemmte!

Es war namentlich in den Jahren 1509, 1514, 1519/20 und 1525, als „der Sterbent die Pestilentz hie mercklich ynfiel“. Da durfte und mochte die Obrigkeit eine dem gesundheitlichen Wohl ihrer Untertanen dienende Untersuchung über die gerühmten Heilerfolge des Drachensteins umso weniger von der Hand weisen, als Schryber regimentsfähiger Bürger, Beamter und tüchtiger Agitator war. Vielleicht verfolgte sie ausserdem ihre besondern Zwecke dabei. In diesen Zeiten, da einzelne Wellen der Reformation auch in ihr Gebiet eindrangen und zudem die gnädigen Herren im Begriffe standen, ihren treuen Untertanen altverbriefte Rechte und Freiheiten behufs Verstärkung der Oligarchie abzunehmen, musste es ihr willkommen sein, die Bürger durch andere Tagesfragen von den politischen ablenken zu können.

Aber was sagte wohl der damalige Aerztestand zu des Wundarztes Heilerfolgen, die nunmehr obrigkeitlich anerkannt und beglaubigt waren? Abgesehen davon, dass unter dem damaligen väterlichen Regiment eine Opposition gegen obrigkeitliche Erlasse jedenfalls halsgefährlich und daher nicht ratsam war, haben wir uns zu vergegenwärtigen, dass sozusagen niemand dem Banne des Drachenglaubens sich zu entziehen vermochte. Ein in Luzern ansässiger Arzt jener Zeit, dessen Namen Kas. Pfyffer in seiner Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern nennt, hiess Dr. phil. et med. Jos. Huober, welcher mit Konrad Gesner, dem „deutschen Plinius“, in Korrespondenz stand und um die Mitte des 16. Jahrhunderts als Stadtphysikus starb. Er sowohl als andere Aerzte glaubten mit Gesner an die Drachen und an die Kraft der Steine. Ebenso übten sie die Kunst, aus irgend einem Metall, namentlich aus Quecksilber und Schwefel, Gold zu machen und waren fest überzeugt, dass dies endlich gelingen werde. Es war ja die Blütezeit der Alchemie, die eng verbunden mit der damaligen

Medizinwissenschaft, von den Aegyptern auf die Sarazenen und von diesen auf die abendländischen Kulturvölker sich ausgedehnt hatte. Sie verfolgte das bereits von Aristoteles im Prinzip gebilligte Ziel, unedle Metalle mittels des Steins der Weisen, dem „Magisterium“, in edle zu verwandeln und durch das „aurum potabile“, dem sog. Lebenselixir, alle Krankheiten zu heilen.

Zur Medizin gehörte überhaupt das gesamte Naturreich, indem vor Vesalius, d. h. bevor man Leichen zu zergliedern begann, die Pflanzen, Mineralien und Tiere nur soweit der Beachtung wert gehalten wurden, als sie zur Heilung menschlicher Gebrechen dienten, gegen welche unter allen Umständen ein „Kraut“ gewachsen war, das nur brauchte gefunden zu werden. Dabei war die Heilkunde von einem System beherrscht, welches, ganz auf philosophischer Spekulation beruhend, keine Fortschritte in der Erkenntnis, nicht einmal Neuerungen in den Ansichten zuliess. Uneingeschränkt galt beinahe anderthalb Jahrtausend lang als Dogma, was der Leibarzt des römischen Kaisers Marcus Aurelius, der aus der alexandrinischen Schule hervorgegangene *Claudius Galenus* von Pergamus (131—201 n. Chr.) zu glauben vorgestellt hatte. Gebildet an den berühmtesten Schulen seiner Zeit (Smyrna, Korinth, Alexandria), drang er tief in die aristotelische Philosophie ein und pflegte ausser der Anatomie mit Vorliebe die Mathematik. Sein System gründete auf die hypokratische Lehre von den vier Kardinalsäften (Humores) Blut, Schleim, schwarze und gelbe Galle. Das Ebenmass zwischen ihnen bedeutet Gesundheit; Krankheit ist das Vorwalten des einen oder andern Saftes (Humoralpathologie). Dazu besitzen jene vier Elemente oder Kardinalsäfte vier Elementarqualitäten, nämlich Wärme und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit, wodurch Krankheiten des Schleims, des Blutes, der beiden Gallen je mit vorwaltender Wärme usw. auftreten können.

Diese Qualitäten finden sich ebenso in den Arzneikörpern vor. Vergegenwärtigt man sich, dass Galen jede der Elementarqualitäten wieder in vier Grade einteilte und behauptete, jede Arznei könne zwei bis drei dieser Qualitäten verschiedenen Grades in sich vereinigen, so begreift man, welcher Rattenkönig von willkürlichen und spitzfindigen Hirngespinnsten zu

entstehen vermochte. So lässt sich erklären, warum das ganze Mittelalter hindurch (auch die arabischen Aerzte standen nicht besser), ja über die Reformationszeit hinaus die medizinischen Heilmittel zum grossen Teil auf Wunder- und Aberglauben beruhten. Diesem verknöcherten System erwuchs ein Reformator in der Person des originellen Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, gebürtig aus Einsiedeln, der während der Zeit seiner Basler Professur (1527—29) das Lehrgebäude des Galen ins Wanken brachte, indem er zum Denken in der Arzneiwissenschaft, zum Weiterbilden derselben aufforderte, experimenta ac ratio als Grundlage der Forschung bezeichnete. Dann kam der grosse englische Philosoph und Parlamentarier Baco of Verulam (1561—1626), welcher die Naturgeschichte als die „prima materia philosophiæ" erklärte und die These aufstellte: „Non excogitandum sed experiendum quid natura faciat aut ferat." Nach der iatrochemischen Schule, welche im Anschluss an die Alchemie seit Paracelsus annahm, die Gesundheit bestehe in der richtigen Mischung von Hg. und S. mit dem philosoph. Salz innerhalb des menschlichen Körpers, folgte die iatromechanische Anschauung, dahingehend: die Gesetze der Physik seien im lebenden, gesunden und kranken Körper das wirksame Moment. Ihre vornehmsten Vertreter waren der Engländer Harvey, der 1628 den wahren Blutkreislauf entdeckte, Alf. Borelli in Pisa (1608—79), welcher die Prozesse im lebenden Organismus nach den Gesetzen der Statik und Hydraulik erklärte, sowie Baglivi in Rom (1669—1707), der die ratio et observatio als Richtschnur für die Medizin bezeichnete. Auch die grossen englischen und holländischen Aerzte: Sydenham (der „engl. Hypocrates", 1624—89), resp. Boerhave (1668—1738) lehrten als alleinige Grundlage der Erkenntnis die sinnliche Erfahrung und Beobachtung kennen und als Weg dazu die Induktion. So kam es, dass von andern Staaten aus die Grundsteine moderner Denkweise gelegt wurden, während sich die deutschen Stämme durch innere Kämpfe (30jährigen Krieg) zerfleischten. — Gerade in Deutschland gab es dann noch verschiedene medizinische Systeme, wie den Animismus (Krankheiten sind Reaktionen der Seele gegen die Krankheitsursachen) u. a., aber der Funke des neuen Lichtes, den zu Anfang des

18. Jahrhunderts nach Frankreich versprengte Engländer, wie Lord Bolingbroke, oder England besuchende Franzosen, darunter ein Montesquieu, ein Voltaire u. a. auf das Festland herüberbrachten, drang allmählich auch zu uns vor. Ueberall begann man das zu üben und auszubilden, was heutzutage naturwissenschaftliches Sehen und Denken heisst.

Deutliche Spuren des neuen Geistes machten sich bemerkbar in den Schriften des Luzerner Stadtphysikus *Karl Nikl. Lang*, Dr. philos. et med. (1670—1741). Er erwarb sich, soweit dies damals eben möglich war, nicht unbedeutende Verdienste um die Botanik und Geologie. Daher wurde er Mitglied der kaiserl. Leopoldinisch-Karolinischen, der königl. französischen, der königl. preussischen gelehrten Gesellschaft, ferner derjenigen von Siena und Bologna und konnte sogar eine Berufung als Leibarzt der Königin von Portugal ablehnen. Seiner Schriften über Volks- und Viehkrankheiten, über Versteinerungen, über Botanik usw. sind eine grosse Anzahl, von denen noch mehrere ungedruckt auf der Bürgerbibliothek liegen. Ihm, als dem Begründer des hiesigen naturhistorischen Museums, hat unser Prof. Bachmann im 51. Jahrgang des „Geschichtsfreundes" ein schönes Denkmal gesetzt, indem er seine Werke dort ausführlich bespricht und zeigt, dass Lang, welcher Theologe, Philosoph und Mediziner in einer Person war, freilich noch recht vage Kenntnisse über Geologie und Paläontologie besass, aber doch so ziemlich den Stand dieser Wissenszweige im 16. und 17. Jahrhundert markierte, krassen Aberglauben mit tüchtiger Naturbeobachtung vereinigend. Als strenggläubiger Mann suchte Lang überall die Versteinerungen mit den Lehren der Hl. Schrift in Uebereinstimmung zu bringen. Er war daher auch wie seine Zeitgenossen Scheuchzer, Joh. Jakob Bäier von Nürnberg oder Dav. Sigm. Buttner strikter Anhänger der Sintfluttheorie, und fand gerade deshalb die Aehnlichkeit der sog. Figurensteine mit den Lebewesen des Meeres heraus, was immerhin einen Fortschritt bedeutete. Ganz richtig hatte er nämlich erkannt, dass die Versteinerungen nicht hergeschwemmt, sondern in die harte Felsmasse selbst eingebettet seien und Meeresorganismen einst an der Fundstelle gelebt haben müssen. Um aber zu erklären, wie an Meerwasser gebundene Tiere

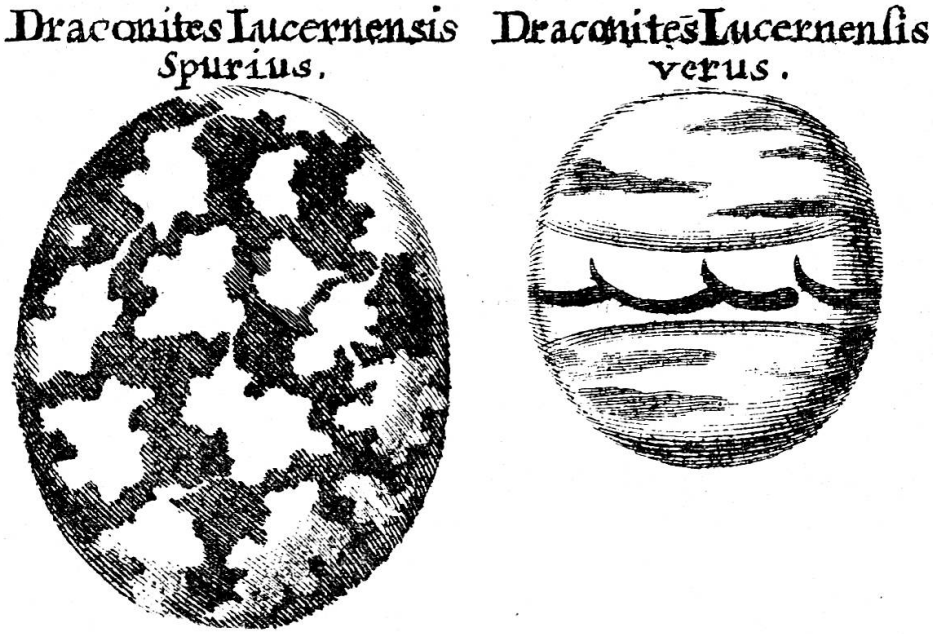
ins Innere hoher Gebirge gelangen konnten, nahm er Zuflucht zur Hypothese des Engländers Lluyd (nach Frz. Jos. Kaufmann), dass die Keime (Eier u. dergl.) der im Meere lebenden Tiere vom Ozean her durch unterirdische, wasserführende Kanäle und Spalten bis zu den höchsten Bergen hinaufgetrieben worden seien und sich bald da, bald dort auf diesem ihrem Wege zu lebenden Organismen entwickelt haben, wonach also der Druck des Meereswassers die Schuld daran trüge (Tractat. de orig. lapid. figurat.).

Des Aristoteles Lehre dagegen hatte dahin gelautet, dass sämtliche Organismen aus dem Urschlamm hervorgegangen seien. Avicenna, Fallopia, Gesner u. a. sprachen von Naturspielen (lusus naturæ), und zwar sollte die Natur allein durch ihre vis plastica (bildende Kraft) ganz ohne organischen Ursprung die Versteinerungen hervorgebracht haben. Anschaulich berichtet darüber Leop. Cysat, der ebenfalls Anhänger dieser Theorie war, in seinem „Vierwaldstättersee“: „Und wie die Natur in den Blumen und Gewächsen wunderliche Sachen vorbringt, also *spielt* sie auch nicht weniger mit dem Gestein, welches sie in seltsame Figuren formiert, als Muscheln, grosse Zähn, wie Menschenzähn, Schlangen, Würffel etc. Wer soll sich nit verwundern, dass umb die Statt Baden, auff den Mauern und Feldern die Schärmäuss grosse menig, kleiner, sauberer und mit allen Zahlen artlich, wohl formierter Würfflen herfürstossent, auch im Graben vielfältig gefunden werden, scheinend als werent sie von Bein“.

In seinem Hauptwerke (Idea historiæ naturalis lapid. figurator. Helvetiæ ejusque viciniæ etc., Vinetiis 1709/10) handelt Lang, nachdem er über die gezeichneten Figurensteine gesprochen, welche pflanzliche oder tierische Bilder (imagines) vorstellen, des weitern von den lapides figurati picti diversas alias imagines repræsentantes und endlich von den lap. figur. repræsent. imag. incertas ad quid referri debeant. — Zu der erstern dieser beiden Abarten rechnet er 1. den variolites Lucernensis, d. h. den „Kindsblattern-, Bocken- oder Durchschlechtenstein“, 2. den Draconites, seu *Draconius, s. lapis Lucernensis spurius*, 3. die „Grammites“ und 4. den Goldsand. Unter die zweite Varietät, d. h. unter die Figurensteine mit Bil-

dern, die man auf nichts beziehen kann, rangiert Lang einzig den *Draconites verus*, sive Cysati Lucernensis.

Der Variolites ist, nach dem Autor und gemäss der beigegebenen Abbildung, ein rundlicher Geröllstein, auf der Oberfläche Flecken zeigend, die mit Aufwand von einiger Phantasie als eingeschrumpfte Pockenbeulen angesehen werden können, wie denn tatsächlich Gelehrte seiner Zeit (Ritter, Kappeler) versichern, Langs Phantasie habe häufig in seinen Deduktionen die Oberhand gewonnen und er sei öfters kritiklos vorgegangen zufolge seiner Leichtgläubigkeit.



Der Draconites *spurius* Langii ist ebenfalls ein in der Emme gefundener Rollstein von der Form und Grösse eines Gänseeies, schwarz und gelb gefleckt. Seine Benennung erhielt er wegen der Aehnlichkeit mit dem von R. Cysat zuerst beschriebenen, *wahren* Drachenstein.

Ueber diesen selbst vermag Lang genau nur das zu sagen, was bei Cysat jun. steht. Ausserdem führt er als Autoren den Jesuiten Athanas. Kircher (mundus subterr. tom. 2, lib. 8) und Wagner an (historia natural. Helvet. curiosor.). Sodann beschreibt er den Stein als von der Grösse eines gewöhnlichen Balles, womit die Knaben spielen, dessen mittlere Region ins weissliche schimmere, einen Querfinger breit sei und sichelförmige, dem wachsenden Mond ähnliche Striche aufweise. Nachdem

er auch das Ereignis der Steinauffindung genau nach L. Cysat, resp. nach den Gerichtsakten erzählt hat, weiss Lang noch zu melden, dass dieses „einzige und unschätzbare Kleinod“, welches mit so grossem Erfolg (bei den von Cysat schon benannten Krankheiten nach ebenfalls von dorther uns bekannter Methode) angewendet werde, in der Familie Cloos von „Mauisé“ (sic) sich befinde. Eine ausführlichere Abhandlung über die „Lindtwürmer und Tracken“ stellte Lang für seine „Beschreibung der Naturgeschichten der Stadt Luzern“ in Aussicht, kam aber damit nicht über den Anfang hinaus.

Ausser dem Draconites galten ihm als wahre Heilmittel die „Monmilch“ (erdiger Kalk vom Widderfeld am Pilatus, schon Gesner bekannt), der Flussstein oder weisse Kiesel (Quarz), der Bergkristall, welcher aus einer das Gestein durchdringenden, erhärteten materia liquida bestehen sollte.

Diese Theorie hatte auch Gesner, in den Fussstapfen des Plinius und Galenus wandelnd, vertreten, und Lang war in Bezug auf den Ursprung, das Herkommen der Steine überhaupt nicht viel weiter vorgeschritten, sodass er hierin mit Mengenberg so ziemlich *einer* Meinung noch dürfte gewesen sein.

Nach dem letztern wachsen die Steine „aus dem irdischen Dunst und aus der Erden Feuchte, die in ihren Adern und Klausen beschlossen ist, denn in den Dünsten und in der Feuchte sind die vier Elemente in verschiedenem Grade verteilt und je nachdem die Schickung mancherlei ist, werden auch manigfache Steine“. Je nach der Stätte und der Mischung nehmen sie verschiedene Gestalt und Farbe an. Sie werden sinwel (rund) oder eckicht (eckig) und dunkel oder hell, je nach dem Feuchtigkeits- und Luftgehalt der Erde, je nach der besondern Sternekraft. Der helle Stein wird gelb oder blau, wenn mehr Luft dazu kommt, mehr Feuer macht ihn rot. Doch die Mischung besorgt Gott.

Eine Spezialität bildeten jene „edlen“ Steine, auf oder in denen das Sehorgan oder besser die Phantasie der damaligen Gelehrten menschen- oder tierähnliche Figuren, auch nur einzelne Organe derselben, wahrzunehmen imstande war. — Je nach dem Bilde trat eine spezifische Wirkung für oder auf den Träger zutage. So machte ein Stein mit dem Bilde eines

Ochsen, einer Jungfrau oder eines Steinbocks den Träger sicher und gefeit. Trug jemand einen Stein mit dem Bilde eines Menschen oder des Hauptes von einem Widder, so wurde er lieb und minnesam allen Leuten und Tieren.

In seiner dem hiesigen naturhistor. Museum einverleibten Gesteinssammlung, die ehemals wegen ihrer Reichhaltigkeit von auswärtigen Gelehrten besucht war (Bachmann), hat Lang eine Menge solcher Figurensteine mit eigenhändigen Bemerkungen betreffend deren Heilanzeigen versehen. Sie sind authentische Belege dafür, wie man ihre sympathetische Wirkung damals auffasste. Als eigenartiges Denkmal für diese Anschauungen darf wohl die von Wendel Schumacher, des Rats, im Jahre 1654 erbaute Kapelle bei Rain hinter Tribschen betrachtet werden. Wegen dreier heller, kurz vorher während der Nacht wahrgenommener Lichter, deren Ursprung man sich nicht erklären konnte, war laut der über dem Portale befindlichen Inschrift daselbst der Boden geöffnet worden, wobei „auf einer steinernen Krust die gnadenreiche Bildnuss Mariæ zum Schnee und des heiligen Antonius, des Eremiten“ zum Vorschein kamen. Von dieser Stunde an erlangte man dort, wie glaubwürdige Zeugen bekräftigten, Hilfe in Fiebern und „andern wichtigen Angelegenheiten“.

Der erste Autor, welcher sich mit einigermassen kritischem Geiste an unsern Drachenstein heranzumachen wagte, war *Hans Jakob Scheuchzer*, Dr. med. et philos. in Zürich (1672 bis 1733). Er hatte in seiner Vaterstadt die Professur der Mathematik und Physik inne, wurde Chorherr am Grossmünster, Mitglied der kaiserl. Academia naturalium curiosor., sowie der königl. englischen Sozietät der Wissenschaften, und erhielt 1714 (mit 42 Jahren) unter Peter dem Grossen einen Ruf nach Petersburg. Verfasser verschiedener Werke, schrieb er unter anderm auch über die Sintflut in der Schweiz, wobei er einen aufgefundenen fossilen Riesensalamander als homo diluvii testis (Sintflutmenschen) bezeichnete. Sein Hauptwerk, zwei Bände stark, ist die „Naturgeschichte der Schweiz“, dessen erste Auflage 1732 erschien. Eine zweite Auflage kam unverändert 1746, also lange nach des Verfassers Tode heraus. Der erste Band enthält naturwissenschaftliche Abhandlungen, z. B. über den

Züricher Torf, den Pilatus-Berg, die Abmessung der Berghöhen, von den Quellwassern, der Milchbereitung, der schweiz. Gebürge Gestalt und Alter, über die Versteinerungen, die Strahlsteine, „die bei Gewittern gleichsam als Extract der elektrischen Entladungen hie und da in schwarzer Gestalt nach Schwefel riechend“ vom Himmel fallen, über den Gemsballen, jenes kugelige Gebilde aus dem Magen der Gemse, das als „Bezoar Germanicus“ [1]) bei Fieber, Vergiftungen eine heilende Rolle spielte. Auch der *Draconites* bekommt ein eigenes Kapitel. Sch. hält an der Echtheit desselben fest, obwohl er nicht an die landläufigen Sagen glaube, deren er verschiedene aufzählt, um zu zeigen, dass die Voreltern sich selbst getäuscht, eine fallacia non causæ ut causæ begangen hätten, und trotzdem es viele gelehrte Leute gäbe, die, ebenso, wie die Drachengeschichten überhaupt, auch den Drachenstein als Phantasiegebilde taxieren, von einer gemeinen Marmor- oder Jaspiskugel reden, die seltsamen Flecke als ein Spiel der Natur oder für ein Kunstprodukt erklären. Wie billig, schreibt Sch. einleitend, soll dieser Stein den Vorzug erhalten vor allen Naturalien des Schweizerlandes, ja der ganzen Erde, und niemand werde sich aufhalten, wenn er dieses seltsame und köstliche Naturwunder in seiner natürlichen Gestalt und Grösse vor Augen führe. Viele Schriftsteller, von denen er fünf namhaft macht, darunter wieder Kircher (1601—80) und Wagner (1641—95), hätten den Cysatschen Bericht aufgenommen [2]). Nach Sch.'s Beschreibung weist der Stein drei Zonen oder Gürtel auf: die um die Pole herumliegende Partie, der arktischen Erdzone entsprechend, sei von brauner und schwarz-roter Farbe gleich geronnenem Blut, der mittlere Gürtel, die warme Erdzone darstellend, sei weissgelb

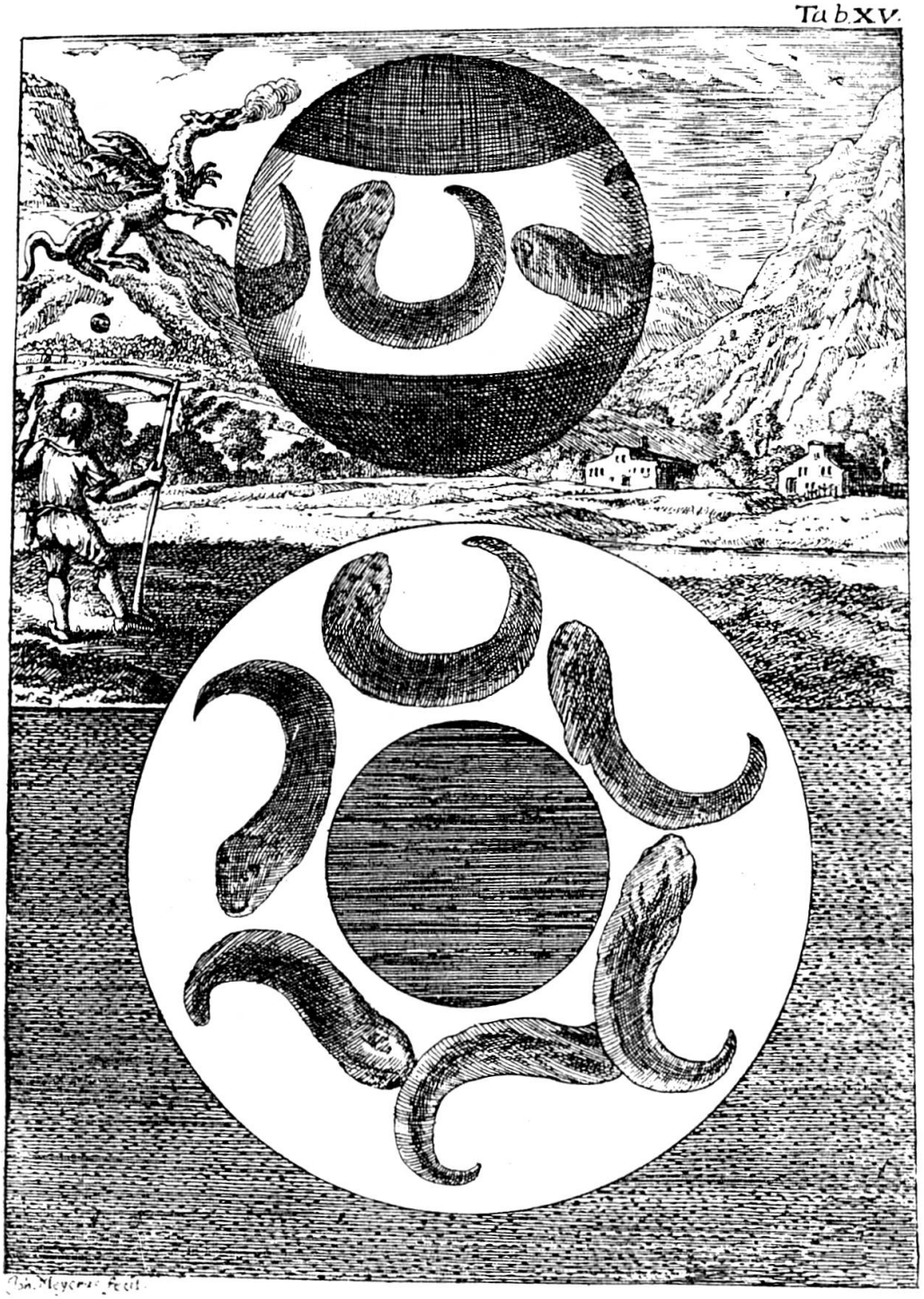
---

[1]) Das Pendant dazu ist der Bezoar Orientalis, ein glänzender, wie Ambra riechender, weich anzufühlender Stein, der aus Persien stammt. Er wurde gegen giftige und pestilenzialische Krankheiten, gegen Geburtsnöten und alle möglichen Krankheiten im 17. und 18. Jahrhundert empfohlen.

[2]) Ueber Joh. Jak. Wagner, Arzt in Zürich, sagt Wolf in seinen Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz, III. Zyklus, 1860, dass er einem Scheuchzer, Kappeler und selbst einem Haller die Wege geebnet habe mittelst seiner „Naturgeschichte“.

mit seltsamen schwarz-braunen Flecken, die der Form von Robben ähneln. Seine Härte übertreffe die des Marmors, da

Tab XV.



seine Flächen mit Eisen nicht gekritzt werden können. Hierauf gibt sich Scheuchzer Rechenschaft, warum der Drachenstein echt sei und führt folgende Gründe dafür ins Feld:

1. Der Stein kommt nicht von einem Juden oder einem betrügerischen Kaufmann, nicht einmal von einem in Natur- und Kunstsachen erfahrenen Manne, sondern von einem armen Bauern, der ihn nur deshalb aus der Blutlache, worin er stak, aufhob, um ihn als Rarität zu behalten.

2. Eine solche Seltenheit konnte der Bauer nicht um Geld, das er nie besessen, erhandelt haben.

3. Stempflin Rudolf hatte keinen Grund, unwahre, lügnerische Angaben zu machen. Wollte er schwindeln, so musste er den Stein wenigstens aus Indien stammen lassen, nach dem Grundsatz: „Keiner ist Prophet in seinem Vaterlande".

4. Hätte er betrügerische Absichten gehabt, so würde er den Stein, dessen grosse Wirkung ihm bekannt war, nicht für einige Gulden versetzt, sondern für eine grosse Geldsumme angeboten haben. Wenn der Preis ein hoher ist, kaufen grosse Herrschaften gern.

5. Das vogtliche und das obrigkeitliche Zeugnis, die Sch. beide mit sämtlichen Kundschaften beinahe wörtlich nach Cysat jun. in seine Abhandlung aufnimmt, gerade wie Lang es zuvor getan.

6. Das Vorkommen von ähnlichen Erscheinungen in fremden Ländern.

Da weiss nun Sch. ausser der von Cysat angeführten Geschichte vom Steine der Familie Gozzoni auf Rhodos, die er ebenfalls weitläufig erzählt, zu berichten von Drachen oder Schlangen, welche unschätzbare Steine auf dem Haupte getragen haben, hell glänzend, wie Karfunkel (sagenhafter Stein, von den Zeisigen ins Nest getragen, nachts rötlich hell strahlend, den Besitzer unsichtbar machend). Ferner soll nach dem Zeugnis des Rumphius (recte: Georg Eberhard von Hanau, lange Jahre in Indien, wegen seiner Sammlung und Beschreibung aller möglichen Raritäten „Plinius Indicus" genannt) ein chinesischer Admiral Stam-Po auf jahrelanger Jagd nach hellfunkelnden Drachensteinen einen *einzigen* solchen bekommen haben, und zwar von einer lebendigen Schlange — sonst hätte er nicht geleuchtet. Aehnliches berichte Plinius (natur. hist. lib. 37, cap. 10) von einem Draconites, der weiss, durchsichtig sei und im Gehirn des Drachen liege. Wolle man ihn gewinnen, so müsse man

sich auf einem von zwei Pferden bespannten Wagen zum Aufenthaltsort des Drachen führen lassen, diesen einschläfern und dem schlafenden Tiere nach abgeschlagenem Kopfe das Kleinod aus dem Gehirn nehmen [1]).

Auch der König von Siam soll, und zwar erst seit 1687, im Besitze eines Drachensteins sein, der an Grösse, Gestalt, Farbe, sowie durch den Umstand, *dass man ihn vom fliegenden Drachen habe fallen gesehen* (laut Zeugnis des Rumphius), dem luzernerischen am nächsten komme.

Aus dem *zweiten Teil* des Werkes, worin er seine als Naturforscher unternommenen *Bergreisen* beschreibt, erhellt immerhin deutlicher, wie Scheuchzer seine Erfahrungen, seine Naturkenntnisse zu ordnen und anzuwenden sucht, dabei aber noch hin- und herschwankt zwischen Dichtung und Wahrheit, zwischen Sage und Wissenschaft. Seine Stellung gegenüber unserm Drachenstein ist hier eine durchaus andere geworden, die sich nur erklären lässt durch die Annahme, er habe während der Abfassung des zweiten Bandes, beeinflusst durch die mit Kappeler unterhaltene Korrespondenz, worauf wir noch zu sprechen kommen, seine bezügliche Ansicht geändert. In der fünften Bergreise nämlich versteigt sich der Autor zu dem Ausspruch: Ungeachtet dessen, was er im ersten Teil der „Naturgeschichte des Schweizerlandes“ zur Beglaubigung der Historie des Drachensteins vorgebracht, halte er ihn doch für einen agatartigen Kieselstein, der durch eine besondere Kunst so gemacht worden, wie er aussieht. Und weiter: „Mir ist die Kunst wohl bekannt, die hie und da geübt wird, wodurch die härtesten Agate oder Chalcedonier mit beliebigen Farben so können bemalt werden, dass die Farbe in die Substanz des Steines ohne die geringste Zerfressung hineindringt und für natürlich kann gehalten werden.“ An einer andern Stelle bezeichnet er die Drachenhistorie als eine dunkle Sache. Nach den *Gesetzen der Natur* (ein Ausdruck, der uns zum erstenmal

[1]) Dazu bemerkt Sch., dass es die „Indianer“ nach Philostrat noch schöner machen, indem sie ein scharlachfarbiges, mit „güldenen, zauberischen, einschläffernden“ Buchstaben durchwirktes Tuch auf den Boden ausbreiten, den Drachen darauf locken und ihm, wenn er dann einschläft, den Kopf abschneiden.

entgegentritt) gebe es kein Tier, das die Merkmale verschiedener Klassen an sich trage.

Hinwieder nimmt Sch. an anderer Stelle desselben Buches die zu Reiden ausgegrabenen Knochen immer noch mit Platter als Ueberreste eines menschlichen Riesen und hält diesen für einen Zyklopen aus den Höhlen des Berges Aetna oder für einen aus der gottlosen Schar, welche sich ehemals erfrechte, den Himmel zu stürmen.

In seiner ersten „Bergreis“ berichtet Sch. auch, dass er von Hegner in Lachen Schwefelkies erhalten habe, welches Mineral, zur kritischen Zeit in der Hand gehalten, das Blut stille gleich dem Blutstein.

Scheuchzers Anschauung bezüglich unseres Gegenstandes war damals in wissenschaftlichen Kreisen massgebend, wird doch seine Darstellung des Rothenburger Drachenereignisses selbst noch in dem vielbändigen Zedlerschen Universallexikon (Halle und Leipzig 1734/45) unter dem Stichwort „Drachenstein“ ausführlich erwähnt.

Aber schon mehrere Jahre bevor Scheuchzers Naturgeschichte (1732) zur Ausgabe gelangt war, hatte der Luzerner Stadtphysikus *Mauriz Anton Kappeler*, philos. et med. Dr., das lateinische Manuskript zu einer „Geschichte des Pilatus“ (1725 bis 1727) verfasst — ein Werk, das, erst anno 1767 zu Basel gedruckt, Epoche zu machen berufen war. Der helvetischen Gesellschaft gewidmet und mit sieben Kupfertafeln ausgestattet, erhielt es den Titel: „Pilati montis historia ab amico in lucem protracta atque academicis Helvetiæ societatibus sacra“. Ueber den Inhalt berichtet Hallers „Bibliothek der Schweizergeschichte“ für das Jahr 1768 wie folgt:

„Der Verfasser fängt mit der Herleitung des Wortes Pilatus an und untersucht das Alter der diesem Berg zugeschriebenen fabelhaften Würkungen und Geschichten, welche er völlig, besonders aber Pilati Grab in dem kleinen Pilatusteich, wie auch die Drachenmärchen, ohngeachtet aller Messgewänder (Anspielung an das auf einer Casula der Hofkirche verewigte Abenteuer des Küfers am Rigiberg) und Drachensteine durch eine genaue Kritik verwirft. Hierauf schreitet er zu der Beschreibung des Berges, dessen Ursprung, Lage, um-

liegenden Gegenden, Böden, Felder, Wiesen, Alpen, Früchte, Luft, Luftzeichen, Höhlen, Brunnen, Flüsse, Waldströmen, Seen, Pflanzen (354 Arten nach Tournefortscher Ordnung), Mineralien und Versteinerungen, Tiere, Vögel (150 Arten), Fische, Schlangen, Gespenster usw. untersucht und letztere neben andern Fabeln widerlegt werden.“ Soweit das Referat.

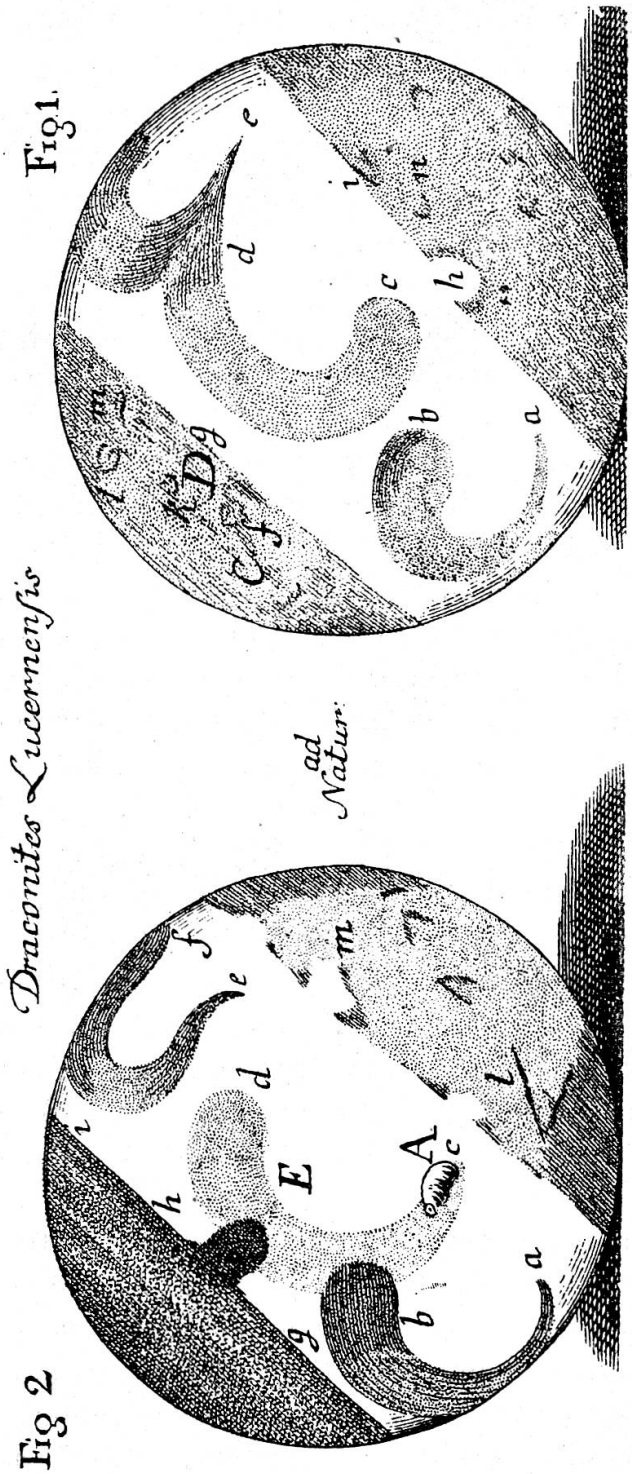
In der Tat mutet einen Kappelers Abhandlung über den Drachenstein schon recht modern an. Ein Drachentöter in figürlichem Sinne, rückt er jenen sagenhaften Untieren, den Schlangen mit Füssen und Flügeln, den Würmern mit Säugetierköpfen, die schon bei den Griechen und Arabern eine Länge von mehreren Meilen zugemessen bekamen, erfolgreich auf den Leib in einer Zeitperiode, da andere Gelehrte derartigen Fragen noch nicht nahe zu treten wagten, oder doch die strikte Beantwortung in suspenso liessen.

Nachdem er die bezüglichen Berichte Etterlins, Wagners, Cysats u. a. besprochen und kritisiert hat, geht Kappeler auf unsern Drachen und sein folgewichtiges Geschenk über.

Es frage sich, führt er aus, ob es jemals derart gestaltete Tiere habe geben können, die mit entsprechend grossen Flügeln 4—5 Stunden in der Luft sich zu erhalten, vom Rigiberg nach dem Pilatus zu fliegen vermocht hätten. Solchen Ungeheuern begegne man sonst nirgends als bei den Poeten, wie etwa bei Ovid. Es bleibe dahingestellt, ob bei dem vielleicht schlauen Rothenburger Bauern betrügerische Absichten vorgewaltet hätten, als er vor Gericht die Erzählung seiner Eltern von dem, was dem Aenivater begegnet sei, zum besten gab, und als er versicherte, nicht imstande zu sein, das geliehene Geld zurückzuzahlen. Immerhin sei anzunehmen, dass Stempflin unter den reichen Luzernern sicher noch einen freigebigeren Käufer als den Schryber gefunden hätte, wenn kein Verdacht auf Betrug vorhanden gewesen wäre.

Das Aussehen des Steins wird von K. genauer, einlässlicher beschrieben, denn von allen bisherigen Autoren. Selbst Details, wie eine kleine Protuberanz, ein Grübchen entgehen ihm nicht; im allgemeinen bezeichnet er die Oberfläche als glatt, nicht poliert. Durch zwei gute Kupferdrucke sind die beiden Hemisphären des Steins auch im Bilde wiedergegeben.

Wenn er nicht gemalt wäre, führt Kappeler ferner aus, erschiene er als echter Kiesel, aus welchem Feuer herausgeschlagen zu werden pflegt; auch besitze er die gleiche Härte; jedoch sei er durchgehends opak, nicht halbdurchsichtig wie Horn, von Farbe weisslich, und gemäss hydrostatischen Experimenten in der Substanz überall vollkommen gleich. Die Beschädigung (die kleine Einkerbung) müsse infolge Einwirkung einer heftigen Gewalt entstanden sein. Aus dem Angeführten sei zu schliessen, dass der Stein nicht in animalischen Eingeweiden habe entstehen können, denn Zoolithen (z. B. Gemssteine) pflegen nicht so schwer, nicht so hart und kompakt zu sein, weil sie aus Lamellen oder dicht aufeinander liegenden Krusten zusammengesetzt sind. Vielmehr scheine der Stein wegen seiner marmorenen Härte und seiner Schwere *dem Mineralreich* anzugehören. Uebrigens haben auch andere, weniger harte Steine ähnliche Wirkungen in medizinischem Sinne, so jener gegen



das Erysipel, der, um den Hals gehängt, dieses wie durch ein Wunder in wenigen Augenblicken zum Verschwinden bringe. Der fälschlich sog. Luzerner Drachenstein, der draconites Lucernensis spurius Langii, habe in bezug auf Grösse und Form viel Aehnlichkeit mit dem Cysatschen. Gänseeigross, hart wie Marmor, gelblich, poliert, leicht, weise er auf dunklem Grunde gelbe oder ins gelbliche gehende, durch ziemlich breite Striche verbundene Flecken auf und stamme aus der Emme. Damit will K. wohl sagen, man könne nicht allein von Drachen ähnliche Steine erhalten. Die Echtheit des Cysatschen Steines bezweifelt er auch deshalb, weil die andern bekannt gewordenen Drachen nicht gleiche Dejektionen haben, weil ferner die als solche beschriebenen Drachensteine unter sich ganz unähnlich sind und weil es überdies höchst fraglich ist, ob solche aus Haupt oder Bauch eines Tieres je hervorgegangen sein können. Boëtius de Boot (recte Anselm de Boot aus Brügge, Leibarzt des Kaisers Rudolf II., des eifrigen Alchemisten), der erste unter den Lithographen (Gesteinskundigen) versichere, nie einen Drachenstein gesehen zu haben, und in keinem Museumskatalog finde man solchen aufgeführt.

Vorsichtigerweise will jedoch Kappeler das Urteil dem Leser überlassen. Wenn aber der Stein auch nicht vom Drachen herrühren sollte, so möchte er dennoch seine Wirkung, wie sie autoritär dem Schryber bestätigt worden, nicht leugnen. Es werde demselben nachgerühmt, dass er, um die Pestbeulen herumgeführt oder 24 Stunden auf sie gelegt, deren Eiterung beschleunige, auf die Fussohle appliziert, das Pestgift ausziehe, in die Hand gebunden, fliessende Beingeschwüre heile, auch Dysenterie („rote Ruhr"), Gebärmutter- und andere Blutungen zum Aufhören bringe, wenn er in der rechten Hand gehalten oder auf irgend eine Weise mit dem Körper in Berührung gebracht werde. Auch andern, nicht von Drachen herrührenden Steinen sage man ähnliche Wirkung nach, so dem Rubin, Saphir, Smaragd, Hyacinth, Achat (damals meistenteils aus Idar im Fürstentum Birkefeld oder aus Sizilien bezogen), die ebenfalls Blutungen stillen sollen, besonders seien deswegen gelobt der Hæmatites (Blutstein, Roteisenstein) und der rote Marmor. Wie diese Effekte zustande kommen, haben laut Kappeler

gerade zu seiner Zeit die Philosophen und Mediziner dargetan. Es brauche nicht besondere, geheime Kräfte der Steine, nicht die Wirkung von ihnen anhaftenden Ausstrahlungen (Ahnung der Radioaktivität?), die, weil äusserst gering oder völlig fehlend, ohne Belang seien, sondern *der Geist des Kranken* selber vermöge, sofern er das Heilmittel für ein kostbares, seltenes, ungewöhnliches halte, ihm somit das grösste Vertrauen entgegenbringt, die krankhaften Säfte, ihre Qualitäten und Richtungen umzustimmen und so mit Hilfe der vis medicatrix naturæ die Gesundheit wieder herzustellen. Als mit ihm übereinstimmend zitiert Kappeler den Mich. Albert, Verfasser eines Buches über „therapia imaginaris", und Matthias Untzer (ebenfalls berühmter Arzt, Verfasser des opus chymico-medicum, Halle 1634), welcher behaupte, die Wirkung der umgehängten Amulette beruhe, wenn man's genauer überlege, mehr auf Wahn- und Aberglauben, denn auf Wirklichkeit, sodass, während man in den gefahrvollen Zeiten der Pest damit zu helfen wähne, hauptsächlich die mächtige Einbildung und der feste Glaube, nicht aber deren natürliche Kraft und Tugend die Heilung herbeiführen. Ebenso verhalte es sich mit dem Draconites. Darum sei es nicht verwunderlich, wenn nach dem Aufbinden des Steins auf Pestbeulen oder Karbunkel Eiterung erfolge. Während der letzten österreichischen Pest sei wirklich die Reifung der Beulen in gleicher Weise vor sich gegangen, wenn keine oder gleichgültige Mittel zur Verwendung kamen.

Eigene Erfahrungen über die Wirkung des Steins habe er keine gesammelt.

Um seine Aufklärungstat richtig würdigen zu können, dürfte es geboten sein, Kappelers noch wenig bekannte Wirksamkeit und seine Stellung der Mitwelt gegenüber uns vor Augen zu führen, wobei ich mich stütze auf Ostertags handschriftliche Notizen in hiesiger Bürgerbibliothek, Wolfs „Biographien zur Kulturgeschichte" und den Vortrag von Archivar Weber im fünfördtigen histor. Verein (1909).

Sohn eines tüchtigen Arztes, geboren zu Willisau 1683, studierte K. nach Absolvierung des Luzerner Jesuitenkollegiums in Mailand, sodann an der während der französischen Revolution eingegangenen Universität zu Pont-à-Mousson, endlich in Strass-

burg, von wo er sich nach Italien begab. Dort erhielt er auf Empfehlung des damals bekannten Feldarztes Jerger eine Stelle beim Feldlazareth der kaiserl. Truppen, die 1706 Neapel eroberten. Seiner Vorliebe für Mathematik entsprechend, machte er die Belagerung von Pescara als Ingenieur mit, wurde Ingenieurhauptmann und sogar Inspektor der Festungswerke in den Abruzzen. Eine ihm angetragene Stelle als Professor der Arzneiwissenschaft in Neapel schlug er aus, da sein Vater ihn 1710 heimberief. — Bis zum Tode seines Vaters, 1712, wurde K. bei den während des Toggenburger Krieges im Felde stehenden Luzerner Truppen als Ingenieur, nachher als Lehrer an der Artillerieschule verwendet. Dann kam seine Ernennung zum Stadtphysikus. Als solcher betätigte er sich unermüdlich auf dem Gebiete der medizinischen Praxis. Und nebst den technischen, geologischen und mathematischen Fächern (er hatte sich vergeblich um die Lehrstelle der Mathematik am Jesuitenkollegium beworben) beherrschte er die Botanik, Physik und Chemie seiner Zeit. Daher war er, wie kein anderer, befähigt, die gross angelegte Monographie über den Pilatus zu schreiben, die nach seinem ursprünglichen, leider durch anderweitige Arbeitsüberhäufung vereitelten Plane zu einer Naturgeschichte des Luzerner Gebietes sich hätte ausgestalten sollen. Ueber seine geophysikalischen Leistungen referierte Sigm. Günther, Professor des Münchener Polytechnikums, an der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte 1907, wobei er die Errungenschaften unseres Kappeler, von denen mehrere recht bedeutsame sind, gebührend hervorhob.

Während Scheuchzer in seiner vierten Bergreise nach dem Vorgang von Diodorus und Plinius noch behauptet, die Bergkristalle bestehen aus reinem, in grosser Kälte erhärtetem Wasser, und auch Lang (siehe oben) dieselbe Ansicht teilt, lehrt K. den Unterschied zwischen Schneekristallen und Bergkristallen kennen. Beim Zustandekommen der letztern belade sich das durch die Ritzen des Gesteins einsickernde Wasser, dessen Atome nach Kappelers Theorie von Hause aus eine polyedrische Gestalt haben sollten, mit mineralischen Bestandteilen, die ebenfalls eine bestimmte Kristallisationstendenz in sich tragen, wodurch in absolut geschützten, jeder Luftbewegung

unzugänglichen Hohlräumen der kristallinische Sechsflächner mit aufgesetzten Pyramiden entstehe nach dem Gesetze von der Konstanz der Kristallwinkel bei völliger Ungleichheit der Flächen, ein Gesetz, das schon Gesner*) angedeutet hatte. Kappeler war auch unbedingter Anhänger der modernen Mariotte-Peraultschen Quellenlehre (alles aus dem Innern des Gebirges zutage tretende Wasser ist vorher von aussen hineingekommen). Ebenso vermochte er die Nagelfluh vom ältern Kalkstein zu unterscheiden. — Ueber die originellen, von ihm erfundenen Höhenmessungen am Pilatus, den er mehrmals (das letztemal 1727 in Gesellschaft von Lavater und Hirzel aus Zürich) bestieg, äussert er sich Scheuchzer gegenüber dahin, dass man mit seiner Methode alle Objekte, die zwischen zwei Beobachtungspunkten liegen, zehnmal schneller aufnehmen könne, als mittels anderer topographischer Verfahren. In der Tat zeichnet sich die in Kupferdruck beigegebene Karte, welche das Pilatusgebirge in seiner Lage gegen den See hin darstellt, durch ungewöhnliche Genauigkeit aus. — Ferner erfand K., wie Günther bemerkt, höchst wahrscheinlich die Photogrammetrie (das Messbildverfahren), also lange bevor man zu photographieren verstand, und schlug ein Seismoskop vor, dem nach Salsano benannten darin ähnlich, dass es in einem über einer Strichrose schwingenden Senkel bestand. Dass K. auch in bezug auf Geologie und Geotektonik seinen Zeitgenossen voraus war, hat als erster Prof. Frz. Jos. Kaufmann sel. nachgewiesen. Kappeler fand am Pilatus die wechselnden Schichtungen (das geschichtete Gestein) mit im allgemeinen südlichem Einfall und erkannte, wie Kaufmann ausführt, dass das ganze Massiv aus abwechselnd wiederkehrenden Anschwemmungen gebildet ist. Er sah ferner die Wellenfurchen auf den Schnittflächen, die er richtig als Produkt der in wechselnden Zeiträumen von Ruhe und Strömung entstandenen, einst horizontal gelegenen Ablagerungen deutete und erklärte, die Zerklüftung, die Auseinanderreissung der Felsbänke am Pilatus sei nur infolge eines Zusammenstürzens der innersten Grundvesten der Erde, d. h. durch eine gewaltige

---

*) De rerum fossilium, lapidum et gemmarum maxime figuris et similitudinibus liber. Zürich 1565.

Erdrevolution, welche die horizontalen Schichten emporhob und übereinander warf, zustande gekommen. Und weil bis in die höchsten Felsen hinauf Reste von Meertieren vorkamen, nicht etwa bloss in isoliertem Zustand, sondern eingebacken in die härtesten Gesteinsmassen, so folgerte er, dass jene Gesteine einst im Meere zusammengeschwemmt, einst Schlamm gewesen, dann Fels und zwar vorzugsweise Kalkstein geworden.

Teils im Verein mit Lang, teils allein untersuchte K. auch mehrere Heilbäder auf Luzerner Territorium. Bekannt war namentlich seine balneologische Abhandlung über das „Russwyler Heilwasser“ (Luzern 1717). Jedenfalls eine der älteren deutsch geschriebenen Badeschriften, gewährt sie interessante Einblicke in den damaligen Stand der chemischen Analyse und der Balneotherapie, worüber ausführlicheres mein Nachruf enthält, den ich dem vor 20 Jahren abgebrannten und nimmer erstandenen „Sauerbrunnen“ zu Ruswil gewidmet habe (XXVI. Jahrg. des Korresp.-Bl. für schweiz. Aerzte, Nr. 18).

Veranlasst hauptsächlich durch die im Jahre 1724 auf dem Grimselberg (Zinkenstock) entdeckten Kristallgruben, machte sich Kappeler an die Abfassung einer Kristallographie, die er unter dem Namen: „adumbratio crystallographiæ historicæ-physicæ-medicæ“ zu veröffentlichen gedachte. Leider erschien nur ein Teil: „prodromus crystallographiæ et de crystallis improprie sic dictis comentarium“, Luzern 1723, der ihm, auszugsweise in den „philosophical transactions“ abgedruckt, die Mitgliedschaft der königl. englischen Gesellschaft einbrachte. Durch seine Arbeiten über den Pilatusberg erhielt er Zutritt in die kaiserl. Leopoldin. Academia naturæ curiosorum und in die physikal. Gesellschaft zu Zürich. Der rege Briefwechsel mit Joh. Jak. Scheuchzer, dem eifrigen Förderer der Lithographie (Gesteinskunde), gab ihm die Anregung zu der Schrift „de Entrochis et de Belemitis“, welche der berühmte Naturforscher Klein in Danzig seinem Werke: „Nomenclator de lapidibus figuratis“ vorsetzte, und diese Korrespondenz dürfte auch Scheuchzers bereits erwähnten nachträglichen Umschwung in seiner Ansicht über den Drachenstein veranlasst haben [1]).

[1]) Seinen ältern Kollegen Lang dagegen scheint K. ziemlich von oben her behandelt zu haben. So schrieb er an Sch., Lang sei nicht

Es hat für unsere Zwecke keinen Wert, alle wissenschaftlichen Abhandlungen, deren noch mehrere, darunter auch medizinische, vorhanden sind, aufzuzählen. Ebenso möge nur kurz erwähnt sein, dass K. Berufungen als Physikus nach Freiburg und Solothurn erhielt, ferner dass er in seiner Heimatstadt Mitglied des Grossen Rates, Salzhausherr (ähnlich wie zu Bern der grosse Haller) und Dekan des mediz. Kollegiums war.

Im vorgerücktern Alter, als er wegen Zitterlähmung bereits nicht mehr schreiben konnte, siedelte er nach Ruswil zu seinem dort als Kaplan installierten Sohne über und folgte diesem hernach auf eine Chorherrenpfründe zu Beromünster, wo er den 18. August 1769, im 84. Altersjahre, einem Schlagfluss erlag. Sein Grabmal ist heute noch in den Hallen der dortigen Stiftskirche zu sehen.

Aus dieser trotz ihrer Unvollständigkeit etwas lang gewordenen Skizze von Kappelers Leistungen dürfte hervorgehen, dass er sich würdig jenen universellen Gelehrten, in Frankreich Enzyklopädisten geheissen, anreiht, die nur das 18. Jahrhundert hervorzubringen vermochte. Schon die kurzen, unser beschränktes Thema beschlagenden Auszüge, die oben mitgeteilt sind, zeigen, dass Kappeler einen bedeutend weitern Horizont besitzt, schärfere Schlüsse zu ziehen imstande ist, auch genauer beschreibt, wie sein berühmter Freund Scheuchzer. Hätte Kappeler gleich nach Vollendung des Manuskriptes dessen Drucklegung bewerkstelligen können, Scheuchzers Abhandlung über den Drachenstein hätte anders ausfallen müssen.

Kappeler schrieb sein naturwissenschaftl. Spezialwerk über den Standard-Berg von Luzern, das in gewissem Sinne ein Vorläufer von Dr. Frz. Jos. Kaufmanns „Geolog. Beschreibung des Pilatus“ genannt werden darf, ungefähr zur nämlichen Zeit, da Albrecht von Haller das Leben in den Alpen und deren Schönheiten im allgemeinen poetisch verherrlichte.

Hinsichtlich der Ausführungen Kappelers über unseren

---

zufrieden mit ihm, weil er sage, der Kristall komme nicht von Wasser und Eis her. Lang sei ein Physikus, wie der Esel ein Lautenschläger. Und 1722, als Lang ein neues Werk ankündigte, schrieb K.: „unser alter conscribellator senescit et se nescit.“

Drachenstein ist namentlich bemerkenswert die Beschreibung und Deklaration desselben, sowie die Darlegung der Gründe, warum dieser nicht von tierischem Körper stammen, warum überhaupt so grosses Gewürm mit Flügeln, ein Tier mit artungleichen Merkmalen, nie existiert haben könne. Ganz den Anschauungen seiner Zeit gemäss hat K. jedoch nichts gegen eine gewisse Heilwirkung des Steins einzuwenden. Wenn freilich er persönlich eine nur geringe Meinung von dem Werte der sympathetischen Mittel hatte, so gab es immer noch medizin. Schriftsteller genug, die ihnen vertrauten und weitläufig deren Wirkungsweise beschrieben. So wissen wir bereits aus Scheuchzer etwas über die Heilkraft des Gemsballens, des Bezoar Germanicus und Schwefelkieses. Und in dem grossen Werke „Institutiones chymico-pharmaceuticæ", d. i. Apothekerkunst von Dr. Joh. Jak. Rosenstengel aus Duderstadt (b. Göttingen), gedruckt 1758, werden alle von Kappeler angeführten und noch manche andere Steinarten (ungefähr dasselbe, was der Drachenstein, leistete der Bezoar orientalis) als heilbringend für diese oder jene Krankheit hingestellt, nur vom Draconites selber ist nirgends die Rede, vermutlich, weil sein Ruf nicht so weit nach Norden gedrungen war. Der berühmte Chirurgus Laurentius Heister aber, Lehrer an der ehemaligen Braunschweigischen Universität Helmstedt, die im 17. und 18. Jahrhundert blühte, erwähnt auffallenderweise in seinem Lehrbuch der Chirurgie von 1721 bei Besprechung der Pestbehandlung überhaupt keinen Heilstein, sondern findet alles Heil im Schneiden und Brennen.

Das überraschendste wohl in Kappelers Abhandlung über den Drachenstein ist sein Erklärungsversuch des therapeutischen Geschehens bei der sog. Lithotherapie. Nicht eine dem Stein immanente Kraft, sondern die kräftige Einbildung des Kranken, dass das angewandte Mittel ihm helfen könne und müsse — das unbedingte Vertrauen, bringt die günstige Wirkung zustande.

Diese von K. und vor ihm von Untzer entwickelte Theorie weist darauf hin, wie weit zurück etwa eine den Tatsachen entsprechende Einschätzung jener von alters her bekannten psychischen Fähigkeiten und Zustände reicht, die man heutzutage unter die Begriffe Suggestion und Autosuggestion einzuordnen pflegt. In gleichem Sinne erbringt der Verfasser des „*theatrum*

ceremoniale", Leipzig 1720, interessante Beweise suggestiver Heilkraft, indem er einer vom französischen König nach empfangener hl. Kommunion ausgeübten Zeremonie erwähnt, zufolge welcher er die Glieder oder Organe der ihm vorgeführten Kranken einfach zu berühren brauchte, um sie zu heilen. Dazu bemerkt der Schreiber: „Von dem Vespasiano wird berichtet, dass er einen Blinden und einen Lahmen mit Sprützen ins Angesicht und Anrühren mit dem Fuss völlig restituiret.". . . . „So ist auch unläugbar, dass oft privati und ungelehrte Leute mit gantz schlechten und sonst unnützen Remediis, als mit Anhangungen gewisser Rahmen, Steinen und Wurtzeln allerhand schwere und fast unheilbare Zustände curirn, welches bey gemeinen Leuten als ein Miraculum passiret."

Man darf sich fragen, wie es kam, dass K., nachdem er die Geschichte des Pilatus niedergeschrieben, nicht selber und möglichst bald für deren Herausgabe im Druck besorgt war. Die Annahme, er habe 35 Jahre lang zugewartet, nur weil er eine Beschreibung des Luzerner Gebietes damit zu verbinden beabsichtigte, oder weil er in Luzern keinen geeigneten Drucker und Verleger gefunden (ein Hautt war damals schon Verlagsbuchdrucker), kann freilich nicht von der Hand gewiesen werden. Aber dieAbhaltungsgründe dürften doch vielmehr in den allgemeinen politischen Verhältnissen des Freistaates gelegen haben. Zur Zeit der Vollendung des Werkes (1727) war gerade der sog. Udligenswiler Handel ausgetragen worden. Die Regierung hatte gesiegt und wahrte nun ebenso eifersüchtig ihre Souveränitätsrechte gegenüber den während der nächsten 30 Jahre sich mehrfach wiederholenden Machtansprüchen der päpstlichen Nuntien, wie sie ängstlich bestrebt war, ihre Untertanen in Botmässigkeit zu halten, durch engherziges Regiment die Familienherrschaft zu stärken. Für die geistige und kulturelle Besserstellung des Volkes wurde nichts getan, vielmehr liess die Obrigkeit selbst zur Tilgung der Engerlingsplage unter grossem Kostenaufwand den Stab des hl. Magnus aus Füssen kommen und sorgte redlich dafür, dass auch der traditionell und autoritär geheiligte Glauben an die Herkunft des Steines vom Drachen unversehrt erhalten bleibe. Da war kein Boden für die Aufklärungsarbeit eines Kappeler. Erst nachdem er

bereits seit zwei Jahren nicht mehr in Luzern weilte, veranlasste ein Freund, wie ja der Titel ausdrücklich bemerkt. die Drucklegung des Werkes durch einen Verleger in Basel. Dieser Freund war der hochangesehene Junker Felix Balthasar, der, gleich seinem edelgesinnten, kurz vorher verblichenen Vater Franz Urs Balthasar, ein eifriges Mitglied der helvet. Gesellschaft geworden war. Er war es auch, der 1769 dem verstorbenen Kappeler im „Journal Helvétique“ einen „éloge historique“ widmete.

So erschien die Pilatusgeschichte ungefähr zu gleicher Zeit, da Albr. Haller sein auf medizinischem Gebiet bahnbrechendes Werk: „elementa physiol. corp. humani“ veröffentlichte, und da Benjamin Franklin (1774) an Collison jene denkwürdigen Worte schrieb: es gäbe nach seiner Ansicht ein elektr. Fluidum, das alle Körper durchdringe, und die Teilchen des Fluidums stossen einander ab, während sie von den Teilchen des Körpers, d. h. von der Materie angezogen werden. Und rings herum, namentlich in Frankreich, blühten Literatur und Wissenschaft mächtig empor, begannen Industrie und Gewerbe auch in der Eidgenossenschaft sich zu entwickeln. Zu Luzern aber wurde gerade 1768 offiziell vom Eintritt in die helvet. Gesellschaft abgeraten, denn man fürchtete das Mündigwerden des Volkes.

Als nun Kappelers Auffassung in die Oeffentlichkeit drang, mochte der Drachenstein bei den Gebildeten manches an seinem bisherigen Nimbus einbüssen. Joh. Kaspar Lavater aus Zürich z. B., der Physiognomiker und Phrenologe (1741—1801), sah auf seinem Besuche in Luzern den Stein wohl bereits mit andern Augen an, als etwa Scheuchzer, aber die grosse Menge, des Lateinischen unkundig, bewahrte ihm ungeschmälertes Vertrauen. So verordnete noch anno 1787 Frau Maria Anna Peyer im Hof, geb. Fleckenstein letztwillig, es solle den etwa in Frankreich oder Deutschland befindlichen Cloosischen Kindern nachgefragt und ihnen die Hälfte des Erlöses ausgehändigt werden, sofern der berühmte Drachenstein verkauft würde. Da keine Pestfälle mehr vorkamen, fand sich immerhin noch bei Magen-, Darm- oder Gebärmutterblutungen, sowie bei den übrigen uns bekannten „Indicationen“ Gelegenheit zur Anwendung des Heilmittels.

Selbst die Stürme der französ. Revolution, die so manches Spinngewebe zerstörten, so manche Werte umwerteten, scheinen wenig an der Sachlage geändert zu haben. Nach wie vor waltete die Meinung, ein Rothenburger Bauer habe in Wahrheit vor einigen Jahrhunderten den wunderbaren Stein unter merkwürdigen Erscheinungen dieser oder jener Art aufgehoben zum Wohle der Menschheit. Diese als wahr angenommene und scheinbar so gut beglaubigte Tradition suchten von jetzt ab einzelne auswärtige Gelehrte naturwissenschaftlich zu erklären.

In erster Linie ist zu erwähnen *Ernst Friedr. Chladni*, Dr. phil. et jur. (geb. 1756 zu Wittenberg, gest. 1827 in Breslau), Physiker an der Leipziger Universität. Bekannt hauptsächlich durch seine grossen Verdienste um die Uebertragung der Physik und Mathematik auf die Tonkunst (Chladni's Klangfiguren), widmete er im Drange nach Entdeckungen auch den sogen. Boliden oder feurigen Meteoren seine Aufmerksamkeit. Schon der scharfsinnige französische Philosoph Descartes, genannt Cartesius (1596—1650) hatte sich damit befasst und in seiner Meteorologie, Kap. VII, behauptet, dass bei Gewittern die Ausdünstungen des Bodens in der Atmosphäre zu harten Gesteinen sich verdichten, dass „durch Vermischung und Zusammenfügung vieler schweflichter, fett- und irdischer, salzichter Dünste", wie Scheuchzer sagt, Strahlsteine in der Luft erzeugt werden können. Auch die bei Walkringen gefallenen Meteorsteine, welche sich in den „Natur- und Kunstgehältern" der löbl. Stadt Bern befinden sollen, leitet Scheuchzer (vide Naturgesch. I., 276) von solchen atmosphärischen Vorgängen ab. Chladni veröffentlichte die ersten Resultate einschlägiger Studien in einer Abhandlung vom Jahre 1794, gedruckt zu Riga und betitelt: „Ueber den Ursprung der von Pallas (einem zumeist in russischen Diensten stehenden Berliner Forschungsreisenden) gefundenen und anderer ähnlicher Eisenmassen". Er fasste dann seine „Entdeckungen" zusammen in dem Buche: „Ueber Feuersteine", (Wien 1819) und suchte endgültig darzutun, dass die zahlreich auf die Erde herabstürzenden Stein- und Eisenmassen, von denen er ein langes Verzeichnis seit den ältesten Zeiten zusammenstellte, kosmischen Ursprunges seien, ja, dass sie vom Monde kämen und nur durch die Länge und Geschwindigkeit

des Falles flüssig würden. „Die von Cysat, Kircher und Scheuchzer aus Unkunde unter einem sehr fabelhaften Anstrich erzählte Begebenheit mit einem feurigen Drachen bei Luzern“ legt er sich folgenderweise zurecht: Es gibt unter andern auch staubartig oder weich (in trockener oder in feuchter Form) herabfallende Materien. Unter die letztere Form sind einzureihen der rote Schnee und *jene rote Flüssigkeit, in welcher der Drachenstein als kleiner Steinmeteorit zur Erde herniederkam.* Chl. mag den Luzerner Stein anlässlich seiner durch die meisten europäischen Staaten behufs Erweiterung der akustischen Entdeckungen unternommenen Reisen gesehen haben.

Seinen Ansichten über die Aerolithen pflichteten bei: von Ende, Blumenhof und namentlich *Joh. Friedr. Blumenbach* (1752—1840). Als Professor der Medizin und Inspektor der Naturaliensammlung in Jena hat sich Blumenbach besondere Verdienste erworben dadurch, dass er die Zoologie zu wissenschaftlicher Bedeutung erhob, indem er sie von der vergleichenden Anatomie unabhängig machte und dieser hinwieder in Deutschland grössere Bedeutung verschaffte. Bekannt war sein Handbuch der Naturgeschichte, Göttingen 1828. Daneben beschäftigte er sich intensiv mit dem Phänomen der Meteorsteine (Voigts Magaz. 1804) und behauptete in seiner statistischen Aufzählung, der älteste derselben sei jener während der Schlacht am Aegospotamos (405 v. Chr.) gefallene, wahrscheinlich aber seien sogar die Steinregen, welche sich beim Siege Josuas über die fünf Könige der Amoriter und während des Kampfes von Herkules mit Neptuns Söhnen bei Massilea ereigneten, hieher zu zählen. Den Luzerner Drachenstein sah Blumenbach gelegentlich eines Besuches bei Frz. Maria Lang (1713—92), dem Sohne des Niklaus und Nachfolger Kappelers im Physikat.

Im Jahre 1849 hielt der berühmte Naturforscher und Medizinprofessor *Christian Gottfried Ehrenberg* (1795—1876), Verfasser vieler naturwissenschaftlicher Werke (darunter „Die Infusionstierchen als vollkommene Organismen“, die „Mikrogeologie“ etc.), Begleiter Alexander Humboldts auf dessen asiatischer Reise, der Naturforschenden Gesellschaft zu Berlin einen Vortrag „über die morpholithische Natur des Luzerner Drachensteins“. Ehrenberg vertrat darin die Ansicht, der Stein

gehöre unter die Boliden oder runden Meteorsteine (Silikatsteine); seine sphärische Gestalt sei nicht künstlich, sondern natürlich, doch bestehe die Wahrscheinlichkeit, dass die verschiedene Färbung von gebranntem Oel herrühre, wofür die wunderlichen Figuren der Mittelzone sprechen. Den roten blutfarbenen Niederschlag, in welchem gemäss Ueberlieferung der Stein gefunden worden, hält Ehrenberg für roten Passatstaub, worunter er sog. Staubmeteore verstand, die in der Passatregion, d. h. in einigen Gegenden der Westküste von Mittel- und Nordafrika beinahe stets vorhanden, sich periodisch nach dem Mittelmeerbecken über Italien, sogar über Armenien, zuweilen selbst nach Schweden und Russland verbreiten sollen.

Ehrenberg hatte nämlich konstatiert, dass die obern Schichten unserer Atmosphäre in der Passatregion beständig ein nebelartiges Staubdepot enthielten, welches durch den kreisartig verlaufenden, von Südamerika aufsteigenden, an der Westküste Afrikas sich wieder senkenden Passat, also durch die stets bewegte Luft, schwebend erhalten und mit allerlei mineralischen und organischen Bestandteilen gemischt werde.

Die meteoristische Natur des Steines bezweifelte hingegen der Geologe *Arnold Escher von der Linth* (1807—72), in den dreissiger Jahren Privatdozent an der Züricher Universität, nachmals Professor am eidg. Polytechnikum, indem er ihn als eine Art von *quarzigem Steingeröll* bezeichnete. Leider war es mir unmöglich, den betreffenden Ausspruch in den vielen von ihm verfassten Abhandlungen zu finden. Ich beziehe mich deshalb auf *August Feierabend aus Luzern* (1812—87), welcher im Jahre 1860 durch mehrere, in Nr. 39—42 des „Eidgenosse" erschienene Feuilleton-Artikel seine Mitbürger neuerdings für den Drachenstein zu interessieren wusste und dabei Eschers Ansicht erwähnte.

Zwei Jahre später sprach Feierabend, ein bekannter Arzt, sowie beliebter Belletrist und Dramatiker, nochmals über das gleiche Thema an der Jahresversammlung der Schweiz. naturforschenden Gesellschaft zu Luzern (23.—25 Sept.). Das Objekt war ihm zu Demonstrationszwecken überlassen worden und er äusserte sich darüber folgendermassen:

„Von Form und Grösse eines mittleren Apfels, hat der

Stein zwei schwarzbraun gefärbte Pole und dazwischen eine blassgelbe, ringförmige Mittelzone ohne scharfe Begrenzung, in welcher sieben halbmondförmige, braune, querliegende, ein Kommazeichen darstellende Figuren, die ringsum eine Kette bilden, hingemalt sind. Die Figuren können so wenig wie die beiden Pole mit Wasser abgewaschen, noch mit dem Messer, das überhaupt den Stein nicht ritzt, abgekratzt werden. 18 Loth schwer, entspricht er mit seinem spezifischen Gewichte ganz dem *Kieselgeschlecht.* Unter der Lupe erscheint sein Gewebe netzartig mit adrigen Erhabenheiten, dabei rauh und glänzend. Eine chemische Analyse wurde verweigert. F. kommt zum Schlusse, dass weder das spezifische Gewicht noch die Beschaffenheit des Gewebes (die Struktur) für einen Meteorstein sprechen, sondern vielmehr für ein Gebilde aus gebrannter *Tonerde*" (Aluminiumoxyd). Den dem Rothenburger Bauern so nahe gekommenen Drachen deutet er als eine von Ost nach West *ziehende, glühende, elektrische Wolke,* als ein Elmsfeuer; den roten, einem geronnenen Blute ähnlichen Niederschlag hält er mit Ehrenberg für *Passatstaub* und macht dazu die Bemerkung der Bauer hätte mit dem Steine auch die „Sulze" aufheben sollen.

Um seine Annahme plausibel zu machen, zitiert Feierabend als Analoga: 1. eine von einem Oberförster (!) anno 1847 in Hauptmannsdorf am wolkenlosen Himmel gesehene Wolke, aus welcher Feuerstreifen zur Erde niedergingen, und 2. Meteorsteine, die im Jahre 1813 irgendwo in Calabrien niedergefallen seien und sich als Passatstaub erwiesen hätten. Aber nichts Gewisses weiss man nicht! Vorläufig fragte man sich immer noch, ob ein Meteor oder ein Elmsfeuer dem Rothenburger Bauern einen Drachen vorgetäuscht habe, ob der Stein ein Meteorit, gebrannte Tonerde oder Quarz, ob die rote Unterlage, worin der Stein gefunden wurde, Passatstaub oder irgend etwas anderes gewesen sei.

All diese Fragen beantwortete mit wünschenswerter Gründlichkeit erst der Geologe und Forschungsreisende K. v. Fritsch, geb. 1838 zu Weimar, von 1863—66 Dozent am eidg. Polytechnikum und nachher am Senkenbergschen Institut zu Frankfurt a. M. Die Resultate seiner in Luzern angestellten Untersuchung veröffentlichte er unter dem Titel: „Ueber den sog.

Luzerner Drachenstein", im 9. Jahrgang der Vierteljahrschrift der Naturforsch. Gesellschaft in Zürich, 1864. Er schreibt dort: „Der sorgsam aufbewahrte Stein ist eine fast vollkommene Kugel von 0,059—0,06 m Durchm. Die Oberfläche, im allgemeinen zwar glatt, doch nicht poliert, ist hie und da durch kleine Schrammen und Löchelchen, auch Eindrücke und Hervorragungen unregelmässig. Eine der Hervorragungen sieht aus wie ein durch dunklen, glasartigen Kitt aufgesetzter, dünner Splitter. Ein Löchlein von eckigem Umriss ist etwa 1 mm breit und ebenso tief. Die übrigen Eindrücke sind flacher, einige entsprechen ausgebrochenen, muscheligen Splitterchen. Viele davon sind mit einer grüngelben, fettig glänzenden, weichen Masse erfüllt, wohl von dem Gebrauche des Steines, der auf Pestbeulen etc. aufgebunden wurde. An zwei Stellen stossen unter spitzem Winkel flache Rinnen von 1—2 mm Breite, 5—6 mm Länge zusammen. Viele andere, bald gerade, bald krumme und fast kreisförmige oder auch unter spitzem Winkel zusammenstossende, schwache Furchen und Schrammen deuten wohl mit Entschiedenheit auf Bearbeitung, welche die Form regelmässiger machen sollte. Andere feinere Furchen und netzartige Hervorragungen könnte der Stein beim Einbrennen bekommen haben. Es sind nämlich zwei Pole mit braunroter, etwas metallisch glänzender Farbe, in der Mittelzone haken- oder sichelförmige Figuren aufgetragen. An einer Stelle ist die Farbe von einem Pol nach der nächsten Sichel eingeflossen. Nur in einzelnen Vertiefungen, namentlich in den oben erwähnten Rinnen ist die Farbe noch ziemlich dick, sonst vielfach abgeblättert; aber sie löst sich nicht durch Waschen mit Seife oder Oel. — Die Masse des Steins selbst ist fast gleichartig, unrein gelblich-weiss mit einem Stich ins Graue. — Der Bruch ist an den abgesprungenen Splittern flachmuschlig. Das spezifische Gewicht beträgt mindestens 2,23. Der Stein zeigt keine Einwirkung auf die Magnetnadel." Fritsch kommt daher zu folgendem Schlusse:

„Die fast homogene Beschaffenheit der Masse, ihre Härte, das niedere spezifische Gewicht, die Abwesenheit nachweisbaren Eisengehaltes sind *lauter Gegengründe gegen etwaige Annahme meteorischen Ursprungs* und weisen auf einen *steingut-*

artig gebrannten Ton oder auf einen *Quarzit* (vielleicht gefritteten Sandstein) oder jaspisartigen Felsit."

Hiemit fanden Forschung und Kontroverse über das spezifisch luzernische Heilmittel ihren endgültigen Abschluss. Während noch Lang und vor ihm mehrere Schriftsteller (5), deren Namen auf uns gekommen sind, genau im Sinne der beiden Cysat darüber berichtet hatten, war Scheuchzer der erste, der wenigstens die wunderbare Herkunft des Steines vor der Oeffentlichkeit zu bezweifeln wagte und ihn für künstlich gefärbt erachtete. Kappeler aber wies überzeugend nach, dass ein so beschaffener Stein nicht von einem fabelhaften Ungeheuer, dem von jeher alle Bedingungen zur Existenz gefehlt haben, abstammen könne, dass vielmehr sein hohes Ansehen wahrscheinlich auf betrügerischer Grundlage beruhe und seine vermeintliche Heilwirkung sich einfach durch die Suggestion erklären lasse. Von falschen Prämissen ausgehend, suchten später um die Naturwissenschaft verdiente Männer, wie Chladni und Ehrenberg, das Drachenphänomen mit ihren Theorien von den Aerolithen in Einklang zu bringen und vermochten Kappelers Deutung derart in den Schatten zu stellen, dass selbst Feierabend zum Teil noch im Banne von Ehrenbergs Autorität lag.

Moderne Geologen, wie Escher, hauptsächlich aber v. Fritsch, wurden sodann zufolge der durch Lyell und v. Buch angebahnten Fortschritte ihrer Wissenschaft befähigt, dem von Kappeler vertretenen Standpunkt wieder Geltung zu verschaffen. Und nun erst war der emeritierte Heilstein von allen poetischen Anhängseln entkleidet. Musste er aber als Produkt gebrannter Tonerde oder als Quarz angesehen werden, und war er künstlich so hergerichtet, wie v. Fritsch ihn sah, so fielen von selbst die Hypothesen von Chladni und Ehrenberg und fiel die Frage nach der Natur des Mediums, in welchem gemäss amtlich beglaubigter Tradition der Stein wäre aufgefunden worden, dahin. Was bleibt demnach von der ganzen Historie als geniessbarer Kern noch übrig?

Wir haben im Verlaufe unserer Abhandlung gesehen, dass die uralte Lithotherapie, d. h. die Versuche und Bestrebungen, mittelst verschiedenartiger Applikation von gewissen Steinen Krankheiten zu heilen, im 15. und 16. Jahrhundert noch

in schönster Blüte stand, und der Boden für das Auskeimen jeglicher Saat des Aberglaubens ein ungemein günstiger war. So fand denn während der ersten Hälfte des Cinquecento's ein Bauer aus Rothenburg, der Stempflin mag geheissen haben, im Bett der kleinen Emme oder sonstwo im Alluvium einen sonderbar gezeichneten und durch fortgesetztes Reiben am übrigen Geschiebe des Flusslaufes rund gewordenen Quarzstein. Seiner Zeichnung und Form wegen kam der Stein, in Nachahmung anderwärts vom Volke geübter therapeutischer Massnahmen, bei einem geeigneten Krankheitsfalle innerhalb der Familie des Bauern erstmals zur Anwendung. Nach kurzer Frist verschwand das Uebel infolge richtigen, vorschriftsmässigen Kurgebrauches des Steines, wie man sich vorstellte. Gern nahmen daher in ähnlicher Bedrängnis Nachbarsleute ihre Zuflucht zu dem leicht erreichbaren und so bequemen Heilmittel. Die scheinbaren Erfolge häuften sich im Laufe der Jahre, denn je geringer die Urteilsfähigkeit des Publikums war, umso grösser wurde der Einfluss des suggestiven Momentes. Bei der wachsenden Wertschätzung, dem unbekannten Alter und der gänzlich verwischten Spur seiner Herkunft konnte leicht die Sage sich seiner bemächtigen. Es begann eine Schale um den Kern sich zu legen, und zwar eine mit recht phantastischem Aufputz versehene.

Wann der Stein mit dem Drachenflug in Verbindung gebracht, wann eine „überirdische" Herkunft zuerst ihm beigelegt wurde, entzieht sich natürlich jeder genauern Kenntnis. Gewisse Anhaltspunkte sprechen aber dafür, dass die Sage ihre endgültige Gestalt wenigstens nicht vor dem Jahre 1509 gewonnen hat. Damals schickte sich der Draconites an, seine Heimlichkeit und Verborgenheit preiszugeben, als Rudolf Stempflin vor dem Obervogt zu Rothenburg erzählte, wie der Wunderstein durch eines Drachen Gnade in den Besitz seines Aenivaters gelangt sei und seither viele und mancherlei Krankheiten geheilt habe. Aber seit jener Gerichtssitzung, in welcher Wundarzt Schryber den Stein sich amtlich zufertigen liess, mussten über 80 Jahre vergehen, bis der ältere Cysat als erster von dem segensreichen Ereignis Notiz nahm, und weitere 50—60 Jahre brauchte es, bis endlich Leopold Cysat das betreffende

Gerichtsprotokoll auszüglich veröffentlichte (a. a. O.). Unzweifelhaft schöpften beide Cysat ihre Berichte aus dem einen und gleichen gerichtlichen Dokument, worin Stempflin als erste und einzige amtliche Urkundsperson figuriert. Auf seine Aussagen allein kann der Obervogt bei der Urteilsfällung, beziehentlich Zusprechung des Versatzstückes an Schryber sich stützen.

Hat nun diese wichtige Person ihre Angaben allein aus alter Ueberlieferung geschöpft, oder hat sie, nach eigenen oder fremden Versen, die Drachengeschichte hinzugedichtet?

Schon Kappeler sagte, wie oben erwähnt, wenn man in Luzern nicht Schwindel dahinter gewittert hätte, so würde einer der reichen Herren gewiss mehr als die Darlehenssumme (die freilich nirgends genannt ist) für das Pfandobjekt bezahlt haben. — Stempflin hatte Jahre hindurch von Schryber Gelddarleihen auf den Stein erhalten und war dadurch immer mehr in Abhängigkeit von letzterm geraten. Das dürfte der Grund sein, warum St. vor Gericht alles das aussagt, was den Wert des Pfandes, das er zu verlieren im Begriffe ist, zu erhöhen und Schrybers Begierde danach höchstens zu vermehren geeignet war. Gemäss seiner ausdrücklichen Versicherung trennt er sich sogar „gern“ von dem kostbaren Familienerbstück — zugunsten eines ihn drängenden Gläubigers! Nur eine beliebige Schenkung bedingt er sich aus.

Schryber dagegen hatte im Verlauf der Jahre, da er die Geldvorschüsse machte, hinlänglich Gelegenheit, die Leistungsfähigkeit, resp. die Suggestivwirkung des Steines zu erproben. Niemand war ja besser als der Wundarzt und Gerichtsschreiber in der Lage, die Leichtgläubigkeit und geringe Urteilsfähigkeit des Publikums zu kennen. Zudem war der Wundarzt jedenfalls mit der Steinbehandlung der Krankheiten, sowie mit den Heilindikationen des Bezoar orientalis und anderer Steine aufs beste bekannt und kannte wohl auch aus der Lektüre lateinischer Schriftsteller oder infolge der Teilnahme an den italischen Feldzügen die Sagen von den Drachensteinen des Plinius und der Familie Gozzoni auf Rhodos.

Unter diesen Umständen scheint die Annahme nicht ungerechtfertigt, es könnte schon vor dem Gerichtstermin auf gütlichem Wege eine Abmachung zwischen den Parteien zu-

stande gekommen sein in dem Sinne, dass Stempflin den von Schryber revidierten und verbesserten Text der Sage vor dem Obervogt vorzutragen hatte gegen eine ihm vorher schon versprochene Entlöhnung. Die Gerichtsverhandlung hätte somit für Schryber eigentlich nur den Wert einer Reklame gehabt, um den Besitzeswechsel des Steins amtlich, d. h. mit möglichst viel Aplomb dokumentieren zu lassen. Diese Annahme wird noch plausibler, wenn wir 14 Jahre später (1523), nachdem Schryber inzwischen die „Heilkraft“ des Steines durch vielfache praktische Anwendung vor aller Welt hatte demonstrieren können, ihn, den „from, ehrsamb, unsern besonders lieben und getrüwen Geschworenen Diener“ vor den versammelten täglichen Rat hintreten sehen mit dem Gesuche, dieser möge, um der Wahrheit zum Durchbruche zu verhelfen, die Wunderwirkungen des Steins offiziell untersuchen lassen, und dabei ihn rühmen hören, der Kaiser, der König von Frankreich samt den Venedigern hätten das Kleinod zu kaufen begehrt, während Stempflin s. Z. noch einfach von „etlich Herren und Stätt“ als Kaufsliebhabern gesprochen. Vernehmen wir endlich, dass in diese eigenartige, von den G. G. H. H. und O. O. bestellte Kommission Schryber in eigener Person sich wählen liess, vielleicht darin der einzige des Schreibens wirklich Kundige war, so wird der Verdacht, die ganze Drachengeschichte sei eine Mache des findigen und geriebenen Mannes, umso dringender.

Die Märe ist übrigens auch deshalb interessant, weil unser Draconites nicht, wie alle früher genannten, als hellfunkelnder Edelstein dem Gehirn eines Ungeheuers unter grossen Gefahren und Drangsalen entnommen zu werden brauchte, sondern vom zufällig vorüberfliegenden Drachen in einer Blutlache zur Erde niederfällt, ungefähr so, wie dies nach Scheuchzer nur einmal noch, anderthalb Jahrhundert später, in Siam geschah. Wir gehen vielleicht nicht fehl, wenn wir, gestützt auf den Umstand, dass man den Stein in einer koagulierten Blutmasse auffinden liess, annehmen, man habe die Vorstellung einer Art Geburt vom Drachen damit verbunden. Einem Volke von „Kuhhirten“ lag diese Gewinnungsart unbedingt viel näher und verständlicher, als jene gewaltsame und mühsame, welche das Aufmachen und Zerlegen eines der grossen Menge noch un-

bekannten Organs, des Gehirns, an dem nur betäubten, aber nicht getöteten Untier erfordert hätte.

Wann und wie oft der Wunderstein technisch behandelt, mit welcher Farbmasse er imprägniert wurde, lässt sich, in Ermangelung des Objektes, nicht einmal annähernd sagen. Auffällig gross ist bereits die Verschiedenheit in den Abbildungen des Steines beim ältern und beim jüngern Cysat, was auf eine zwischenhinein vorgenommene Aufbesserung schliessen lässt. Sodann dürfte auch vor der Scheuchzerschen Beschreibung eine nochmalige Bearbeitung stattgefunden haben, wenigstens sehen die kommaähnlichen Figuren der Mittelzone auf seinem Kupferstich anders, viel voller und gebogener, viel prägnanter aus, als in Langs Zeichnung.

Das „seltsame und köstliche Naturwunder“ (Scheuchzer), das „einzige und unschätzbare Kleinod“ (Lang), welches in ganz Europa nur den einen Rivalen von der Insel Rhodos hatte, wechselte schon vier Jahre nach der zugunsten Schrybers inszenierten hochwohlweisen Staatsaktion den Besitzer. Es kam 1527 auf die Gant, nachdem in diesem Jahre Martin Schryber ohne direkte Nachkommen gestorben war und wurde von Frau Dorothea Moser (möglicherweise die Witwe des Arnold Moser, Vogtes zu Ruswil, der im Zwiebelnkrieg 1513 hingerichtet worden war) ersteigert. Im Jahre 1564 ging der Stein durch Erbschaft an den Stadtschreiber Johannes Kraft über und von diesem zu Lebzeiten Renward Cysats, 1577, an den nachmaligen reichen Schultheissen Ludwig Schürpf, der ums Jahr 1621 dem Kloster Werthenstein jene nach ihm benannte Kapelle anbaute („Wallfahrtskapellen im Kt. Luzern“ von J. Zemp). Später waren die Familien der Cloos und nachher der Hertenstein glückliche Inhaber, um dann Ende der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts durch die Meyer von Schauensee abgelöst zu werden.

Wo der Stein wohl gegenwärtig sich befindet? Wahrscheinlich hält er sich in der Ewigen Stadt unter der Verlassenschaft des kürzlich verstorbenen päpstlichen Guardihauptmanns L. Meyer v. Schauensee verborgen, oder dann ist er verloren gegangen, was schade wäre um seiner reichen Geschichte willen.

Ehrenbergs dringender Rat, den Draconites einer Naturaliensammlung einzuverleiben, wurde leider nie befolgt.